

Vermischte Geschichten

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot**

Band (Jahr): - **(1836)**

PDF erstellt am: **25.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-655884>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Der Bote an seine Leser.

Der Bote grüßt:

Guten Tag ihr lieben Leute!
 Guten Tag und gutes Jahr
 Wünscht der alte Bote heute;
 Und sein Wunsch ist treu und wahr.

Der Leser.

Kommst du wieder, alter Bote?
 Laß mal sehn, was bringst du mit?
 Du wirst viel zu ernsthaft! Spotte,
 Triff die Narren, hör, ich bitte!
 Du thust ja wie ein Professor!
 Lehrst und reichstest gar zu viel.
 Dein Kalender war sonst besser,
 Voll von Spaß und Narrenspiel.

Der Bote.

's ist halt alles anders worden,
 Seit die Welt im Rausch sich dreht,

Und der alte Narren; Orden
 Groß sich dünkt und stolz sich bläht.
 Einst wars meine Pflicht zu spassen,
 Und der Narren Straf zu sein.
 Jetzt, wer Nartheit nicht kann lassen,
 Schreibi's flugs in die Zeitung n'ein.

Der Leser.

Das ist etwas! Doch darüber
 Thust du jetzt auch gar zu klug!
 Ehemals warst du uns lieber
 Als dein Känzel Spaß nur trug.
 Jetzt kommst du mit weisen Lehren,
 Wie ein altes Buch daher.
 So was mögen wir nicht hören,
 Und der Spaß behagt uns mehr.

Der Bote.

Ey! So wär es denn gelogen
 Was man laut ins Ohr uns schreit:

Daß ihr alle wohl gezogen,
Alle aufgekläret seid?
Alle nach der Wahrheit dürstet?
Alle sucht der Weisheit Quell?
O ihr Weisen, ihr! Wer büßtet
Euch der alten Thorheit Fell.

Der Leser.

Sachte, Meister Holzbein! Sachte!
Bist ja doch willkommen mir.
Du nimmst's schlimmer als ich dachte;
Friede sei mit mir und dir.
Ich bekenne: gute Lehren

Von der Natur.

(Fortsetzung).

Wie die Thiere zu mancherlei
benutzt und abgerichtet werden
können.

Im vorigen Capitel von zahmen und
wildem Thieren, haben wir schon vernom-
men, wie der Mensch sich einige und
zwar starke Thiere, unterthan gemacht
hat. Das thut er vermittelst seiner Ver-
nunft. Diese fehlt dem Thiere, darum
wird der Mensch Meister, wenn auch
seine Körperkraft hundertmal geringer wäre
als die des Thieres. Aber auch im Thiere
ist mehr als nur Körperkraft; wie könnten
sie sonst den Menschen auf's Wort oder
auf's Zeichen verstehen und seinen Willen
thun? Man hat es darin sehr weit gebracht
und die Thiere sind in der menschlichen
Gesellschaft viel vollkommener geworden.
Was machen die Hunde nicht oft für
geschickte Streiche, daß man sagen möchte:
sie haben nachgedacht, geprüft, überlegt.

Sind mehr werth als Narrethei,
Narren sind nicht zu belehren,
Denn aus Stroh wird niemals Heu.

Der Bote.

Nun denn Freund, so nimm es eben,
Wie es mir vom Herzen kommt.
Gute Lehre für das Leben,
Wie sie dem Verstande frommt;
Etwas Scherz doch auch mitunter;
Es gehöret Salz zum Brod.
Da hast du den ganzen Plunder!
Und nun Freund, behüt dich Gott.

Mit einer sorgfältigen Erziehung bringt
man sie und andere Thiere oft sehr weit.
Ein Hund war so abgerichtet, daß er
seinem Herrn das Holz zum Kamin trug.
Einmal war große Gesellschaft bei dem
Herrn. Der Hund sollte Holz bringen,
bleibt aber lange aus, und die Gesellschaft
lacht den Herrn mit seinem geschickten
Hunde aus. Jetzt giebt's ein großes Ge-
rumpel die Estrichstege herab. Was wars?
Der geschickte Hund hatte einen ganzen
Haufen Holz oben auf die Stege getragen
und auf einmal herunter gestossen, als
dächte er: „viel Leute brauchen viel Holz,
und — ich will's kurz machen.“ Man weiß,
daß man Hunde abgerichtet hat, aus ein-
zelnen Buchstaben vorgesprochene Worte
zusammenzusetzen. Ein fürchtbarer Hase
lernte eine Pistole losschießen. Affen und Ele-
phanten lernen mancherlei nützliche Künste.
Und wer weiß wohin wir es mit unsern
Hausthieren noch bringen. Bleibt aber nur
beim Nützlichen und gebt euch nicht mit
nutzlosen Künsten ab. Das giltet von der

Erziehung der Menschen wie der Thiere. Denn daß man einen Löwen lernt durch den Reif springen wie einen Pudel, oder gar einen Elephanten lehrt auf dem Seil tanzen, das sind unnütze Künste.

Von der Kraft und der Lebensdauer der Thiere.

Der Mensch steht allerdings weit über die Thiere erhoben. Aber in einzelnen Kräften und Eigenschaften steht doch manches Thier über dem Menschen. Die Vögel im allgemeinen haben ein viel schärferes Gesicht als der Mensch. Wenn ein Hausröthel zu oberst auf dem Dache sitzt und andächtig singt, so sieht es unten auf der Erde doch ein kleines Würmlein, schießt herab, holt seine Nahrung und sitzt wieder auf seine alte Stellung. Die Nacht-eulen (Kauze, Wigglen, Huri) haben viel das leisere Gehör; die Insekten, wenigstens die meisten, z. B. besonders die Spinnen, das zartere Gefühl u. s. f. — Darum stechen Fliegen und Bremsen vor der Wetteränderung stärker, und die Spinnen, wenn sie ihre Netze im Freien ausbreiten, deuten auf schönes Wetter! Und, was manchem sonderbar vorkommen mag, die meisten auch ganz kleine Thiere, sind stärker als der Mensch. — En Gönig! sagt der Hans von Merligen, „das ist nit wahr,“ und der Eminenthaler meint: „i dâiche du heigist nume Flaufe!“ Und dort der Seeländer: „nâi g'wiß! i chent mer das nit dengge!“ Aber es ist um zwei Worte zu thun.

Absolut, das ist, an und für sich ist der Mensch sehr viel stärker als die meisten Thiere. Aber verhältnißmäßig, das heißt, die Kraft des Thieres mit der Größe und Gewicht

des Thieres verglichen, sind die meisten Thiere stärker als der Mensch. Man kann einem Hirschläufer, (Donnergueg) ein Stück Blei auflegen, das viel schwerer ist als er selber, aber dennoch marschirt er ruhig damit fort, das könnten die wenigsten Menschen, schwerer tragen als sie selber sind. Man hat den Versuch mit einer Floh gemacht und gefunden, das sie ein Gewicht fortschleppt, das 30 Mal schwerer ist als das Thierlein selber; auch springt sie wohl 100 Mal so weit als ihr Körper lang ist, und das soll mir der beste Luftspringer bleiben lassen. — Versteht ihrs jetzt wie nis meine? — Mit der Lebensdauer aber der Thiere ist's eine eigene Sache, und ist da manches gar sonderbar. So wie es Pflanzen giebt, die nur wenige Stunden blühen, oder nur ein Jahr leben, andere die zweijährig werden, andere die viel länger leben als ein ganzes Menschenalter; so ist's beinahe auch mit den Thieren. Es giebt ein kleines Insekt, das oft in so dichten Schwärmen erscheint, daß es die Luft verdunkelt. Aber seine ganze Lebenszeit währt nur einen Tag. So sind sehr viele Insekten, die ein Jahr als Wurm leben, z. B. Maulkäfer, ein Jahr als fliegendes Insekt, und dann ist's aus mit ihnen. Dagegen leben andere Thiere viel länger, und man erzählt von hundert; und mehriährigen Thieren. Merkwürdig ist auch wie das Leben in manchem Thiere viel stärker ist, als im Menschen. Es giebt Wasserwürmer, die kann man mit einer scharfen Scheere entzwei schneiden, und nicht nur bleiben sie am Leben, sondern jeder Theil wird ein neuer ganzer Wurm. Wenn ein Graswurm sich verwandelt hat (er ist ein Toggeli worden, sagt ihr, der gelehrte Bote

aber sagt: eine Puppe), so bleibt er den Winter über, mitten in der größten Kälte lebendig, und wird das Jahr darauf ein Sommervogel. Ja dieser selbst, so zart er ist, kanu den ganzen Winter auf einem kalten Stein, im Spalt einer Mauer die größte Kälte ausstehen, und erwachet doch in der Frühlingssonne zu neuem Leben.

Soviel im Allgemeinen von der Thierwelt. Jetzt will der Bote mit Gottes und guter Leute Hülfe zur Betrachtung der Säugethiere führen.

Von den Säugethiern im Allgemeinen.

Das sind also kürzlich gesagt, diejenigen Thiere, welche lebendige Junge gebären, und diese eine Zeitlang säugen, d. h. mit Milch aus ihren Brüsten nähren. Diese Brüste sind aber nur den Weibchen gegeben, sind ungleich in der Zahl und der Lage, da sie entweder vorn an der Brust oder am Bauche, oder zwischen den Hinterbeinen sitzen, und in der Regel und im freien Naturzustand, enthalten sie nur dann Milch, wenn das Thier Junge hat. — Der Körper dieser Thiere ist bei den allermeisten mit Haaren bekleidet, von ungleicher Stärke, Länge und Farbe. Wird dieses Haar dick und kraus, so heißt man es Wolle, wird es gar steif und starr, so heißt es Borsten (Borst). Auch werden oft Stacheln daraus, wie beim Igel und Stachelschwein. — In Ansehung ihres Aufenthaltes, ihrer Wohnung, finden wir die meisten auf der Erde, wie die Hausthiere, die Hasen ic. und andere meist auf Bäumen, wie die Affen, die Eichhörnchen, andere unter der Erde, wie Maulwurf, (Schärmaus) andere wechseln mit Land

und Wasser ab, wie Fischotter, Biber. In Ansehung der Nahrung hat die Natur die einen dieser Thiere bloß an das Fleisch anderer Thiere gewiesen, Raubthiere; andere hingegen an das Pflanzenreich; andere können beiderlei genießen, wie das Schwein. Wegen dieser Verschiedenheit sind denn auch ihre Zähne so verschieden. Seht einmal einem Hunde ins Maul wenn er gihnet, dann einer Kuh, einer Kaze, einer Maus, ihr werdet das Gebiß überall anders finden, aber überall so, wie das Thier zu seiner besonderen Lebensart und Bestimmung bedarf. Besonders merkwürdig ist das Verdauen einiger grasfressenden Thiere, wobei das zuerst nur grob zerbissene und verschluckte Futter stückweise aus dem Magen durch den Schlund in den Mund zurück getrieben, dann erst recht durchgekaut und nun zum andern Male geschluckt wird, wozu denn nicht nur das Gebiß dieser Thiere, sondern auch der Magen ganz besonders eingerichtet ist.

Etwas aus alter Zeit.

Aus alten Chroniken gesammelt.

1584. Mat, den 23. Derer von Zürich ynritten zu Bern. Die Regierung von Bern ließ 1583 den neuen Landvogt zu Baden mit 200 Mann aufführen. Die Zürcher luden die Berner, die dabei waren, hinaus zu ihnen, und erzeigten ihnen viel Ehre. Darum luden die Berner jene auch zu sich ein, besonders auch, weil Zürich die Landschaft Waadt auch unter die Eidgenossen aufnahm. Auf obigen Tag kamen also 380 Mann von Zürich auf Bern, die auf dem Breitfeld militärisch empfangen wurden, sehr köstlich und pracht-

lich" sagt die Chronik. Den 24. am Sonntag stuhnden Haggen schützen von Losanen zc. „ganz wohl pukt“ auf dem Platz bei dem Zeitglocken, in vier Häußli getheilt, die gegen einander abwechselnd schoßen, „daß die fordristen die hindersten wurden.“ Den 27. reifeten die Zürcher wieder heim, begleitet von den Bernern bis Burgdorf. Im ganzen Bernbiet ward ihnen keine Zehrung abgenommen. Am Sonntag setzte man sie zusammen in die Kirche wo Musculus predigte, über den Psalm: Wie lieblich ist's wenn Brüder zc.

Der Bote erinnert sich an seitherige Militärpromenaden von einem Canton in den andern, die lange nicht so freundlich waren.

1584. Oktober, den 11. Der nürw Schultheß uffgritten. (Zu Büren). Simon Archer, ward presentirt von Herr Benner Archer, von Bern. Johann Hutmacher, der Pfarrer, als ein alter Schütz, besorgte das Pulver und die Ladungen, zum Empfang mit den Haggen und Doppelhaggen.

1584. November 25. Ein Meerwunder. Ein eingefalzener Schwerdfisch aus Finland bracht, ward zu Bern zeigt.

1585. Landgemein in den Bogteten. Weil die gnädigen Herren etlich Artikel ihren Unterthanen wellen fürhalten. Der Schultheß von Mülinen hat sie der Burgerschaft von Bern ab dem Lettner im Chor der großen Kirche fürgehalten: 1) Klag über das schlechtlche Halten ihrer Mandaten. 2) Klag über Prassen und Thörlen, mit der Drohung, denen dadurch Verarmten keine Steuer zu geben. 3) Be-

fehl ihre Wehr und Harnisch in guten Ehren zu halten, und anstatt der Stücken, Benglen oder Knütten ihre ordentliche gute Sntenwehr zu tragen. 4) Anlegung einer neuen Reiskosten. — Die Gemeinen versprachen alles Gute.

1585. Mai 6. Ist Bendicht Spöri, von — allhier von viel Diebstahls wegen zum Strick erkennt, aber aus Gnaden hier dieselnd dem Siechenhaus, jenseits dem Bächli mit dem Schwerdt gerichtet worden. (Ist doch eine sonderbare Gnade).

1585. Mai 5. Ein schön Kurz Spiel zu Narberg. Die Geschichte aus dem Valerius Maximus, daß man den Ehebrechern die Augen ausstechen solle.

1585. Augst 9. Die Landgemein bschickt und die Harnisch beschowet. Kamen die Landleut zusammen, um die Harnische und Gewehre und Waffen zu besichtigen, und sind durch mich geschätzte Personen funden worden 364 Mann, darunter ganze Harnische 93 und Panzerhemder 12. Uff den Thürnen haben wir gwalting'schossen.

1586. Febr. 2. Ein letdige That so dieser Tagen zu Reiben begegnet. C. . . M. . . war Knecht zu Scheuren bei Hrn. Pfarrer Eschamperlis von Barmen Wittwe, heurathete sie, sie bauten zu Reiben ein Haus und wirtheten. Sie verarmten. Er war jung, sie alt und guter Tage gewohnt, warf ihm Untreu und Bettel vor, daher sieng er an sie zu schlagen. Beide waren den 2. Febr. an einer Grept zu Büren. Beide giengen Nachts heim über die Brück, und die Frau sah man hierauf nicht mehr. Man fand sie den 12.

nürzlings am Land im Wasser liegen. Der Mann gieng in den Krieg in Frankreich, starb jämmerlich 1586 vor Weihnacht, und bekannte den Mord guten Freunden.

1586. Dieses Jahr war es nach Ostern sehr theuer. Korn galt das Jmi 1 Cronen. (Hier muß Jmi nicht ein Viertelmaß bedeuten, sondern eher ein Viertelmütt) bald 4 Pfund, um Pfingsten gar 5 Pfund. 1 Mütt Haber 2 Cronen. 1 Maas Landwein 5 ſ. Der Elſäßer 2 Bz. Um St. Johannistag ist kein Korn mehr um baar Geld funden worden. Ein anderer Bericht sagt: 2 Maßs Kernen goltten vor der Ernd 1 Cronen, hernach 4 bis 5 Pfund. 1 Mütt Haber 6 Pfund bis 2 Cronen; 1 Maas Wein 7 bis 8 Kreuzer. Die Regierung ſetzte den Preis zu Burgdorf, Wangen, Arwangen, Bipp und Büren: 1 Mütt Dinkel 6 Pfund; Roggen 12 Pfund; Kernen 19 Pfund 4 ſ.; Mühle Korn 14 Pfund 8 ſ., Haber 5 Pfund. Da brachten die Bauern kein Korn mehr zu Markt, sondern verkauften es zu Haus denen die in der Noth waren dings, weil sie es so ohne Sorg der Buß überschätzen konnten; darum hob die Regierung den Tax wieder auf. Eine Weissagung in alten Prättigen sagt: wer im 86sten Jahr nit wird verderben, im 87sten nit wird sterben, im 88sten nit wird erschlagen, der wird wohl können von Wunder sagen.

Der Bote macht hierüber zwei Anmerkungen, erslich: es ist doch gottlos in theurer Zeit auf denen schinden und geizen, die in der Noth sind. Das thut kein Christ! Zum andern: man repetirt jene Prophezeiung von den gefährlichen Jahren gerade jetzt in unseren Jahren wieder. Also ist's

nur eine alte vor bald 250 Jahren erfundene Lüge, die Niemand Angst machen sollte. Im Grund ist's lächerlich. Denn wer ein Jahr nicht stirbt, im andern nicht verdirbt im dritten nicht wird erschlagen, der kann immer von Glück sagen. Wer lang lebt wird alt, das ist eine unfehlbare Prophezeiung!

Wörterbuch.

(Fortsetzung).

Das Capital; nicht nur eine Geldsumme, die zumal Zins trägt, sondern so heißt auch der oberste Theil einer Sache, z. B. einer Säule, deutsch etwa das Kopfstück.

Der Capitain, (Capitän), ein Hauptmann: auf den Schiffen der Commandant.

Die Capitulation. 1) Der schriftliche Vertrag den eine belagerte Stadt mit den Belagerern abschließt, unter welchen Bedingungen die Stadt übergeben werden solle. 2) Der Vergleich zwischen einem Werboffizier und einem Rekruten über gegenseitige Bedinge.

Die Cabriole; ein geschickter Luftsprung.

Caput, — mit der bedeutet es bekanntlich einen Ueberrock. Aber ohne Artikel unveränderlich brauchen wir es für beschämt. Man sagt: i bi caput worde! d. h. ich war betroffen. Dafür sagen viele, jedoch ganz unrichtig: i bi schalus worde. Im Deutschen heißt: caput werden soviel als verloren gehn, zu Grunde gehn, sterben.

Cardinal, Ehrentitel eines der vornehmsten katholischen Geistlichen, aus deren Zahl der Pabst gewählt wird.

Carestren, nicht carisiren; die Sache und das Wort sind französisch, lieblosen schmelzen, wie wir sagen schäkelen.

Die Carrikatur: eine Darstellung, worin das Lächerliche oder Fehlerhafte mit Uebertreibung dargestellt wird; entweder als Abbildung oder mit Worten.

Die Casematte: ein starkes Kugelfestes Gewölbe in dem Walle einer Festung.

Die Cassé. 1) Kasten worin Geld aufbewahrt wird. 2) Das Geld darin selber. 3) Das Zimmer worin das Geld bezogen und ausbezahlt wird.

Der Castor. So heißt 1) der Biber, von welchem Thiere die Naturgeschichte mehr sagt. Und weil aus seinen Haaren sehr feine Filzhüte gemacht werden, so heißt 2) Castorhut, ein solch feiner Hut.

Die Cavalerie. Die Reuterei. Und da ehemals meist nur die Edelleute beritten zu Krieg zogen, so gilt Cavalier so viel als Edelmann.

Die Chicane, nicht Schingane, oder gar Schinganerei, 1) unerlaubte Kunstgriffe in Rechtsachen; 2) überhaupt vosschastige Neckerei. Chicantren, der Chicaneur.

Die Chirurgie, die Wundarzneikunst, der Chirurg, ein Wundarzt, kommt aus dem Griechischen. Gehört und schriftlich gesehen hab ich ehemals: Curigus, Cyrigus und Cyrigugus; alles falsch.

Der oder das Chor, Mehrzahl Chöre. 1) Mehrere nach einer gewissen Ordnung zugleich singende Personen; 2) der Gesang selbst der von mehreren gesungen wird; 3) ein erhabener Ort in der Kirche, wo in der Katholizität gesungen wird. Ein Choral ist ein Kirchenlied.

Der Christmonat, latein December der letzte Monat im Jahre, weil darin das

Fest der Geburt Christi, das Christfest die Weihnacht, Christnacht, gefeiert wird.

Die Chymie, (zweifelbig) ist die Wissenschaft von der Auflösung der Naturkörper in ihre Bestandtheile, und ihrer Zusammensetzung aus denselben. Daher der Chymist, und das Eigenschaftswort chymisch. Man spricht wohl auch Chemie u.

Die Cichorie, eine Pflanze aus deren Wurzel falscher Caffé gemacht und unter dem Namen Schiggore verkauft wird. Sie heißt auch Wegwarten.

Circuliren, ringsum gehn.
Cisterne; ein Behältniß worin Regenwasser aufgefangen und bewahrt wird.

Citiren; 1) Vorladen vor Verhör oder Gericht; 2) anführen, z. B. eine Stelle aus einem Buche, einen Bibelspruch. Merk den Unterscheid von Cediren, welches nachgeben, abtreten heißt.

Civil, lateinisch; bürgerlich. Civilisirt, gesittet, wie man im bürgerlichen Leben sein soll, aber nicht immer ist.

Die Clerisey, die sämtlichen Geistlichen eines Ortes oder eines Landes.

Der Client; einer der einem Advokaten einen Rechtshandel übergibt, was der Bote also nicht sein will, denn er sagt wie seine Großmutter: *Allo allo v. v. v.*

Vor Advokaten und ihrer Kunst,
Bewahr uns doch des Himmels Gunst.
(Fortsetzung folgt).

Des Boten lehrreiche Reise- beschreibung.

Zu A im Wirthshaus der Gäste viel,
Bei Wein und Brönz und Kartenspiel;
Die Kirche Sonntags öd und leer,
Als obs ein Volk von Heiden wär.

Die Bauern von B für Geld nur sorgen,
Vor Geiz und Habsucht fast erworgen;
Groß sind die Stiere, feiß die Kinder,
Schlecht der Schulmeister, dumm die
Kinder.

In C da will der Bote nicht sterben!
Dort ist kein ehrliches Grab zu erwerben;
Denn scheußlich siehts auf den Gräbern aus,
Und macht jedem Christen Schrecken und
Graus.

Die Leute von D vom Neuen nichts halten
Kleben gar blindlings immer am Alten!
Doch trinken sie gerne neuen Wein,
Und nehmen gerne neue Bazen ein.

Dagegen die Leute im E des Neuen
Sich einzig und allein erfreuen,
Das Alte verwerfen, ich will sie bitten
Das Kind nicht mit dem Bad zu verschütten.

In F gilt noch der Aberglauben,
Den lassen sie sich gar nicht rauben;
Sie glauben Gespenster und Hexen, o Spott
Sie fürchten den Teufel mehr als Gott.

In G wollen sie die Schule nicht bauen
Dem Mindestfordernden die Kinder ver-
trauen,
Macht er auch alles verkehrt und schlecht;
Doch wollen sie Wirthshaus; und Pinten;
recht.

Zu H im lieben Oberland
Sind B'schützi: Kasten nicht bekannt;
Die Gullen dort in die Straßen lauft,
Sy ächt die Lüt all' z' Merlige tauft?

Zu I K L die Wege schlecht,
Doch ihren Schweinen eben recht;
Die wälzen lustig sich im Roth,
Doch alle Menschen leiden Roth.

Zu M von Bildung viel Geschrei,
Freiheit und Gleichheit auch dabei;
Und doch viel Hochmuth, grober Stolz,
Viel faules und viel krummes Holz.

Im Wirthshaus zu N ist allermeist
Am Abend ein gelehrter Leist.
Da ist die Zeitung, Schnaps und Wein,
Drum müssen wohl alle aufgeklärt sein.

Zu O lebt ein gar weiser Mann,
Weis wie man am besten regieren kann;
Weis allem zu rathen mit klugem Mund
Sein eigen Hauswesen aber geht zu Grund.

Der erste Beamte im Dorfe P
Ist an Verstand und Kenntniß — nir!
Doch hat er Ehren und Nemter gnug,
Und das macht alle gescheid und klug.

Der reiche Bauer zu Qsilon
Zwackt Knechten und Mägden ab vom Lohn,
Bereichert sich mit Schaben und Schinden
Wart du! Der Lüterlü wird dich finden.

Zu R viel fette Waar im Gras,
Dabei viel Bettler an der Straß,
Das zeigt wie gut die Viehzucht sei,
Wie schlecht die Menschenpolizei.

„Du redst vom Lalliburgerland!
„Mir hei meh Weisheit u Verstand!
„Mir sy ufklärti, ja nis Bot!“
I säge numme: ach wetti Gott!

Das wäre das Beste.

Mein Gevater Schulmeister fragt: Eh,
Benz! Worüber bist du so zornig? Heh!
da vernehme ich, daß der Spitzbube, der
N. alles Böse über mich sagt, und an allen
Orten mich verläumdnet. Da sagt mein Ge-
vater: „ich will dir einen guten Rath geben,
„führe du dich immer so auf, daß niemand
„glaubt, wenn man Böses von dir sagt.“

Das ist wunderbarlich.

Von einem Wunderlande will ich sagen:
Hört an, ihr Leut, was dort sich zugetragen,
Und rathet dann aus der Historia

Wo diese Seltsamkeit doch wohl geschah.
Ein Abt schreibt von Verdienst. „Ei nun“
„Das kann ein Abt schon ohne Wunder
thun.“

Geduld! Ein Bauer spricht von den
Denkwürdigkeiten

Aus der Geschichte alt und neuer Zeiten.
„Ei! Das ist auch nicht gar so unerhört,
„Denn heut zu Tag ist alles aufgeklärt.“
Wenn nun ein Engel auch recht schön
philosophirt,

So ist's, daß ihm dafür recht schöner Dank
gebührt.

Philosophirt nun aber gar ein Hegel
So ist das wahrlich doch weit über alle
Regel.

Doch hört, noch mehr! Erstaunt! Ein
Hühnerbein

Will General sogar im Kriege seyn.
Theologie studiren lehrt ein König.
Und das ist wahrlich sonst so großen Herr'n
zu wenig!

Doch wenn ein Kübler giebt Gesanges:
Unterricht,

Ein Koch von Flachs: und Hansberet-
tung spricht,

Ein Metzger, Seiler, Schmid
schreibt von Theologie,

So ist das sonderbar. Sag, Leser, selber wie?
Ihr sagt: „Ei nun! Das läßt sich doch
erklären.“

Gut! Nur Geduld! Ihr sollt noch Befres
hören.

Wenn eine Biergans Liebeslieder singt,

Was meint ihr, wie solch ein Lied wohl
klingt?

Und wenn ein Eichhorn Staats: und
Reichsgeschichte

Euch vordozirt mit ernstlichem Gesichte:
Ein Fisch von Reisen schreibt die er zu
Land gethan,

Seht ihr auch solches nicht für wunder-
barlich an?

Ein Fuchs, der sonst auf Hühner nur
macht Jagd,

Sogar den Todeskampf jetzt mit dem Papste
wagt.

Ein Habicht auch gar Wörterbücher
bringt,

Ein Hase mit Gewicht und Maßen um
sich springt,

Das Mäuslein prediget, der Storch
von seinen Reisen

Ausführlichen Bericht in Schrift verfaßt
kann weisen,

Und endlich gar ein Stier giebt guten
Unterricht,

Wie das zu finden ist, wovon ein Pfarrer
spricht:

Ja hört es, und erstaunt! Ein Schwein
die Meßkunst lehrt,

Der Wolf das Völkerrecht, ist das nicht
unerhört!

Den Schlüssel

zu diesem Räthsel hat der pfliffige Leser sicher
schon von selbst gefunden! Es sind die groß
gedruckten Worte Namen von Gelehrten,
die über die genannten Gegenstände Bücher
geschrieben haben. Daß aber der Spaß
eben nur Spaß ist, und keineswegs den
Genannten zum Nachtheil gereichen soll,
das begreift jeder Vernünftige.

Einen guten Rath

giebt der Bote bei dieser Gelegenheit oben drein:

- 1) Du darfst einen guten Freund in freudlichem Scherz schon mit seinem wunderlichen Namen ein oder das andere Mal veriren. Hört ers aber ungern, so schweig.
- 2) Trägst du selbst einen solchen, der übel klingt, etwa Zorn, Wüthrich, u. dgl., so mach nur daß du so nicht seiest, wie du heißest. Ist dein Name aber etwa Wohlzogen, Billig, Gut, so weist du was du zu thun hast. Merks!

Warnung

an alle, denen ihr Leben und das Leben ihrer Kinder lieb ist.

Schon so oft hat es sich zugetragen, daß Leute, besonders Kinder, durch den Genuß giftiger Pflanzen, Wurzeln, Früchte oder Samen, krank geworden sind, oder gar den Tod gefunden haben. Dergleichen traurige Beispiele sind viele bekannt, und wie viele mögen sich noch ereignen, ohne daß sie bekannt gemacht werden. Es ist daher höchst nöthig, jedermann vor einer Unvorsichtigkeit zu warnen, die ihm den Tod bringen kann. Aeltern sollten also ihre Kinder warnen: ihr dürft keinerlei Frucht oder Beeren genießen, die ihr nicht wohl kennet; denn es giebt solche, die euch krank machen, ja gar tödten können. Ihr dürft keine Pflanze, Kraut, Stengel, Blume ins Maul nehmen und daran kauen, weil manche Pflanze einen giftigen Saft hat, der euch Blattern und Löcher in die

Zunge fressen, oder gar tödten könnte. — Schullehrer können ihre Warnung noch umständlicher machen. Sie können den Kindern sagen: es ist nicht alles auf der Welt nur gerade für den Menschen da. Der liebe Gott hat noch viel mehr Kostgänger, und für diese sorget er auch. Darum ist manches für die Thiere genießbar, was der Mensch nicht genießen kann. Manche Pflanze hat auch ihre Bestimmung gar nicht als Nahrungsmittel, sie dient aber vielleicht in der Medizin, oder in der Färberei. Die Kerne in den Lannzapfen können wir nichts brauchen, aber der Kreuzschnabel, die wilde Taube, die Mäuse finden daran ihre Nahrung. Das Bilsenkraut dient nicht zur Nahrung, aber der Apotheker bereitet daraus eine Arznei. Die grünen äußeren Hülsen der Baumnuß — die Hahnen — dienen dem Färber. Darum müßt ihr ja nicht alles ins Maul stoßen, damit ihr nicht etwa Gift verschluckt. Recht gut wäre es, wenn man den Kindern die im Lande wachsenden giftigen Gewächse in der Natur oder in Abbildungen zeigen könnte. Der Bote will hier zur Probe eine solche allgemeine Giftpflanze beschreiben und abbilden, und hoffet damit den Dank aller Vernünftigen zu verdienen.

Der Stechapfel.

(Siehe nebenstehende Abbildung.)

Eine Pflanze, die nicht selten vorkommt, und schon viel Unheil verursacht hat.

Beschreibung. Der Stängel wird etwa 2 Fuß hoch, hat viele ausgebreitete Zweige, ist saftreich. Die Blätter sind groß, glatt, breit, dunkelgrün, haben lange Stiele, und sind am Rande halbmondsfö-

Der Stechapfel.



A. Die Blume. B. Die Blätter. C. Die Frucht, oder die Hülse worin die giftigen Samenkörner liegen.

nig ausgeschnitten. Die Blumen bestehen aus einem Stück, wie die Glockenblumen, sind groß, weiß, am Rande in 5 Winkel zerschnitten, und stehn da, wo der Stängel sich theilt. Die Frucht, der Stechapfel, gleicht der Frucht der Kofkastanie (wilde Chestenen) wenn sie noch in der äußern Schale ist, sie ist eirund, mit Stacheln versehen, zuerst grün, gegen die Reife braun, und enthält eine Menge Samen: köerner, die besonders giftig sind. Diese Pflanze wächst an Gräben, auf Kirchhöfen, auf Schutthausen, Gärten, und blühet im Sommer, im Heumonath und Augustmonath. Die ganze Pflanze schwitzt eine klebrige Feuchtigkeit aus, und hat einen höchst unangenehmen Geruch, der einem fast übel macht.

Diese Pflanze hat an Menschen und Vieh schon viel Unheil verursacht, und Kraut, Blume, besonders aber der Same, alles ist gefährlich. Uebelkeiten, Betäubung, Berauschung, Entzündung, Wahnwitz, Wuth, Krämpfe, Zittern, Lähmungen, Schlagflüsse und Tod sind die schrecklichen Folgen von dem Genuße dieser Pflanze. Oft finden Kinder diese Pflanze, brechen sie auf, spielen mit dem Samen, verschlucken davon, und der Tod unter den traurigsten Umständen ist die Folge davon.

Zweierlei Märtyr-Chram.

I.

Dort sitzt die Frau bei der Lampe, spinnst emsig fort, und wischt von Zeit zu Zeit die Thränen aus den Augen. Die kleinen Kindlein sind im Bette und schlafen, die größern sitzen auf dem Ofen und reden ganz leise mit einander; die älteste Tochter

spinnst neben der Mutter, und wischt eben auch die Augen, aber keins sagt ein lautes Wort. Man hört nur das leise Geflüster der Buben auf dem Ofen, das Schnurren der Spinnräder, und die Seufzer der Spinnerinnen. Zehn Uhr in der Nacht ist bereits vorüber, und der Hausvater, ein Tagelöhner, ist noch nicht heim vom Jahrmarkt, wo er — nichts zu thun hatte. Endlich gegen eilf Uhr stolpert er in die Küche herein. „Herr Jesus! der Aetti chunt,“ sagen weinerlich die Buben auf dem Ofen. „Der Gottswillen seid still,“ sagt die Mutter, nimmt die Lampe und geht ihm entgegen. Da stürzelt er ungeschickt zur Thür hinein, und mit schwerer Zunge fängt er an zu fluchen und zu schelten, daß man ihm nicht in der Küche gezündet habe. Unter Fluchen befiehlt er Kaffee zu machen; flucht über die Schelmen die ihm im neuen Pintenhaus sein Geld abgewonnen u. s. f. Jetzt erwachen die Kleinen und weinen! Er flucht nun über seine eigenen Kinder. Jetzt weinen auch die Buben auf dem Ofen, und — der besoffene Vater prügelt sie darum! Die Mutter und die Schwester wollen wehren, und werden unter Fluchen und Verwünschungen auch gestoßen und geschlagen.

Wie gefällt euch der Märtyr-Chram von einem solchen betrunkenen Hausvater? Gott behüte alle Christenmenschen vor solchem Gräuel.

II.

Was kommt dort die Hausfrau alle Augenblick unter die Thüre, und guckt die Dorfgasse auf? Sie erwartet den Mann, der vom Markte von B. heimkommen soll, wo er eine junge Geiß verkauft hat. Was laufen die zwei muntern Buben die Gasse

hinauf? Sie laufen dem Vater entgegen, auf dessen Heimkunft sie sich freuen. Wo ist denn das ältere Mädchen? Es hilft der Mutter gaumen. Da drinnen ist, bei dem kleinen Schwesterchen. Hör wie es mit ihm plaudert: „Bäbeli, hurti usstah! D'r Aetti chunt hei! Liebe d'r Aetti. Hurti usstah, dem Aetti entgege ga! Säg schön: ah! d'r Aetti!“ Und das Kleine lacht und faßt die Schwester um den Hals, und sagt: ah! D'r Aetti! Jetzt jauchzen die Buben! Sie bringen den Vater heim, der an jeder Hand einen führt. Und die Mutter geht ihm bis zum Gatter entgegen, und grüßt herzlich, und die Tochter bringt das kleine Kind, das zappelt und ruft in einem fort, d'r Aetti o! ah, d'r Aetti! Und selbst der Hund springt fröhlich an ihm empor. Und da sitzen sie jetzt, noch ehe es finster wird, in Liebe und Friede beisammen, und er bringt das Geld von der verkauften Geiß beim letzten Kreuzer heim, und — das ist doch Gottlob ein besserer Marktkram, wenn so der Vater die Liebe und den Frieden mitbringt, und mit Liebe und Friede empfangen wird.

Wie die Menschen sich kleiden.

Da meint das hoffärtige Nenneli im Wirthshaus: jetzt kommt gewiß etwas von mir, und von meinem neuen Tschöpli, mit den weiten Ärmeln. Aber nein, es kommt anders! — Es giebt in heißen Ländern noch jetzt viele Menschen, die nackt gehen, und gar keine Kleider tragen. Etwas weiter sind schon die, welche von Blättern etwa eine Schürze um die Hüften tragen. Die Hottentotten in Afrika, werfen etwa ein Schaffell über die Schultern, wie einen Mantel. Aehnliches muß im Anfange des

Menschengeschlechts widerfahren sein. Es gieng wohl sehr lange, ehe die Menschen Flachs und Hanf, Baumwolle, Wolle und Seide verarbeiten lernten. Spinnen und Nähen waren sicher nicht die ersten Erfindungen. Als die Inseln im Südmeere entdeckt wurden, fand man dort ein Tuch, das weder gesponnen noch gewoben, sondern aus dem Baste des Cocosbaumes zusammengesponnen und geschlagen war. Aber der Mensch begnügt sich fast nie mit einer Kleidung, die nur den Leib deckt und schirmt, sondern er will sich damit puken und schön machen. Die Leute auf den Südinselfn verfertigten prächtige Mäntel von rothen und gelben Vogelfedern. Andere hängen Muscheln und dergleichen in die Ohren und durchbohren die Scheidewand der Nase, worein sie eine schöne Feder stecken. Andere malen sich das Gesicht, auch den ganzen Körper mit allerlei Farben und Figuren, daß sie aussehen wie ein Stück Indienne. „Eh die narsche Lüt“ meint ihr. Aber wenn ihr denkt wie die gescheiden Europäer sich manchmal kleiden: bald als hätten sie einen großen Bauch, oder noch einmal so großes Sißfleisch, oder Arme wie Branntweinfäßli, oder einen Kropf u. dgl., so werdet ihr sicher finden, daß die Leute eben nicht gescheider sind. So hat der Bote einmal im Wirthshause erzählt. Da hat der Schneider-Ludi gesagt: „hör du, mafua! Das sollst du mafua nicht allen Leuten sagen. Mafua! Ich muß auch gelebt haben, und siehst du mafua, Kleider machen Leute!“

Wie man im Weiben angeführt wird.

„Grüß Gott, Foggeli, wie geits syt du gwynthest?“ Und der Foggeli antwortet mir: „Heh! Wie geits! Ugführt bin i!“

Jetzt hatte ich Bedauern und fragte: wie so? „Heh! da wot mys Wytb geng Zibele fresse, un i cha si füre Züfel nit lyde!“ Hoh, sagte ich, das ist so schlimm eben nicht! Da ist ein reicher Herr in Engeland noch ganz anders angeführt worden. Der nahm zu einer zweiten Frau eine die ihm gar wohl gefiel, und meinte: sie ist zwar nicht mehr jung aber noch sehr hübsch! Aber als er zum erstenmal mit ihr zu Bette gehen wollte, da zog sie ihre schönen Lockenhaare ab, und drunter kamen straupe rohe Haare zum Vorschein. Nun das war noch zu ertragen, obschon nicht angenehm! Aber nun langt sie ins Maul, nimmt eine ganze Reihe falscher Zähne heraus, legt sie auf den Tisch, und so wie der Herr vor Verwunderung das Maul aufsperrte, so fiel der Frau ohne Zähne das Maul zusammen! Aber als sie nun gar das linke Auge auch aus dem Kopfe heraus nahm, weil es von Glas war, — „äh huß! meinte hier der Joggeli, das ist zwollem unerchant. Aber los, Zibeli stinke notti, un i cha si nit lyde.“

Etwas für die Herren Wirthe, alten und neuen Styls.

Es kommt der Bote eben vorbei, als der Herr N. N. für seine gemeinnützige Anstalt, d. h. sein neu erlangtes Wirthshaus, mit seinen Freunden und Bekannten rathschlaget über den Namen und Aushängeschild, den er ihm geben soll. Da wollt er eben mich veriren, „Bote,“ sagt er, „du bist immer geschneider als andere Leute, so sag: was soll ich auf mein Schild (Zassäre) malen lassen,“ ich antwortete: bitt um Vergebung Herr N. N. geschneider bin ich nicht als andre Leute, sonst ließ ich auch

ein Wirthshaus oder Pintenschenk aufrichten, damit das allgemeine Beste in meinen Sack befördert würde. Aber mit gutem Rathe diene ich gerne jedermann. So nimm denn du auf dein Schild was du willst, es ist all ein Thun, aber es kommt darauf an was du selber bist. Laß du einen Löwen malen; aber wenn du selber ein Löwe bist in deinem Hause, so fliehen die Gäste. Führst du einen ehrlichen Bären im Schilde? auch gut! Nur siehe zu, daß die Flöhe nicht in deinen Balg, das heißt, die Hudeln und Lumpen nicht ins Haus nisten. Der durstige Bruder schießt sich auch nicht unfein auf einen Wirthshauschild. Wenn du aber selber ein solcher bist, so ist dein Profit bald dahin. Zum Kreuz: metretwegen, aber wenn dein Haus zum Kreuz für ehrliche Haushaltungen, für weinende Weiber und hungernde Kinder wird, dann verdienst du wenig Glück damit! Zur Krone! Kanns nicht rathen! Wirst mit Wirthen schwerlich eine irdische, noch weniger eine himmlische Krone verdienen! — Soll dein Haus zum Ochsen heißen? Siehe zu, daß du deine Töchter und Mägde nicht zu Kälbern machst, die du dem Teufel der Unzucht zum Opfer giebst! Oder zur Gans? Auch gut, nur darfst du die Gäste nicht rupfen wie man die Gänse rupft! Oder zum Fisch! Mag auch angehen, sofern du selber nur kein Stockfisch bist, und deine Gäste nicht für Fische ansiehest, und sie mit zu viel Wasser tränkst. Hast du aber Lust in deinem Hause um des leudigen Gewinns willen alles zu dulden was wüßt ist, spielen, saufen, fluchen, Unzucht treiben, dann mahl eine S . . . auf dein Schild, so weiß man, wer Wirth ist.

Mit gleicher Münze bezahlt.

Jener Herr merkte schon lange, daß ihm gestohlen ward, wußte nur nicht von wem! Endlich erwischt er den Hausknecht auf der That. Wart, Spießbube, sagte er, ich will dir deinen Schelmenbuckel ausklopfen: und schon hob er den Stock. „Verzeiht Herr,“ sagt der Knecht! „Ich bin unschuldig, denn ich bin in einem Zeichen darnach geboren, daß ich stehlen muß!“ Aber der Herr sagte: „und ich bin in einem Zeichen geboren, daß ich dich prügeln muß!“ Dawieder war nun freilich nichts einzuwenden. Da gab ihm der Herr seine Prügel, und der Knecht nahm sie an, im Gehorsam des Glaubens an — den Kalender!

Und das wäre auch gut.

Da kommt ein junger Mensch, der bei meinem Gevater in die Schule gegangen war, und jetzt eine Normalanstalt besucht hatte, einmal zum Besuch; erzählt viel von allem dem, was er da gelernt habe, jammert aber gar darüber, daß er eine wichtige Schrift verloren habe. Da sagte mein Gevater: „wenn du, guter Freund, deine Sachen in den Kopf anstatt auf das Papier gefaßt hättest, so wären sie dir nicht verloren gegangen.“

Angeführt.

Ein süßer Herr, ein rechter Geck, machte einem verständigen Frauenzimmer gar eifrig den Hof; sie aber wollte nichts von ihm, sondern zog sich von ihm zurück, wo sie nur konnte. Das half nichts! Er bildete sich ein, so artig wie er sei, müsse

sie doch endlich ja sagen! Umsonst. Je hitziger er ward, desto kälter sie. Endlich fragt er einmal: „ich möchte nur wissen, wie auch derjenige sein müßte, der ihnen gefiele?“ Er müßte, antwortete sie, „just ganz anders sein als Sie, mein Herr!“

Kurz und gut.

Als der reiche Klaus, der so stolz mit seinem großen Hund und seinem dicken Stocken durchs Dorf spaziert, und allemal hustet, wenn er meint, man sieht ihn nicht, und wenn man bei ihm ist, die Hand immer im Hosensack hält und mit dem Geld klingelt, nun! ihr kennt ihn jetzt schon, als der endlich auch etwas geworden war, ihr wißt ja wohl was, so sagte er am Abend seinem Gesinde: „jeh losit, i bi jekt . . . worde, u da mögit ihr ech derna informire, u mi fürne rechte Ma ha!“ Da sagte der Meisterknecht: „Heh nu! so biß!“ —

Etwas Neues aus alten Zeiten.

Es begab sich, daß vor dem Richter erschien ein Mann, der sprach also: Herr! Vor etwas Zeit kaufte ich diesem, der da bei mir steht, sein Haus ab. Als ich aber darin einen Keller grub, fand ich einen Schatz Geldes. Den bracht ich ihm, weil er mir nicht gehört. Er aber will den Schatz nicht annehmen. So bitte ich euch Herr, daß ihr ihn, Kraft euers Richteramtes, zwinget, den Schatz anzunehmen. Da sprach der andere: ich habe freilich selber Zeit jenes Haus bauen lassen. Aber der Plaz war Allmentland. Von dem Schätze wußte ich nichts; er ist nicht mein, ich kann ihn also nicht annehmen. — Das

ist kurios, denkt der Leser. Aber Geduld! es kommt noch besser. Sie werden nun eins mit einander, und wollen den Schatz dem Richter übergeben. Aber der will ihn auch nicht, und sagt: ihr bezeuget ja beide, daß der Schatz nicht euch gehöre, obschon er in eurem Hause gefunden wurde. Wie dürfte denn ich ihn behalten? Aber laßt sehn, du da, hast du nicht einen Sohn? Ja! Du, hast du nicht eine Tochter? Ja! Nun so urtheile ich: dein Sohn soll des andern Tochter heirathen, und der Schatz soll ihre Aussteuer sein!

Jetzt ruft mir einer zu: Bote! du lügst! So dummi Lüt gits keini! Guter Freund, ich lüge nicht. Aber die Geschichte ist alt, und lange vor Christi Geburt, zu den Zeiten des großen Königs Alexander geschehen. Aha! Ja so!

Die Zeiten ändern sich und wir mit ihnen,

Das mag dir zur Erklärung dienen.

Was ersinnet doch nicht das Geld.

Wenn der Leser sieht eine Kutsche voll Studenten, und werden von Pferden gezogen, so meint er: das ist überall so, die Leute in der Kutsche, die Pferde vor der Kutsche. Aber, nichts für ungut, es ist auch anders! Nicht zwar als sitzen die Pferde in der Kutsche und die Studenten ziehen. Bewahre! Aber in London giebt es Kutschen von zwei Stockwerk. Im obern sitzen die Leute, gleichviel ob Studenten oder etwas anders, und im untern stehen die Pferde und treiben, wie in einer Rossmühle, durch die Ase die Räder, der Wagen geht fort, und die Pferde mit!

Wie gieng das zu?

Unlängst war in Paris eine Casse mit einem falschen Schlüssel geöffnet, und das ist nichts Neues. Aber sie ward nicht bestohlen sondern mit Geld gefüllt, und das ist kurios! Das gieng so zu: Die Casse gehört einem Theater, wo Komödie gespielt wird. Ein Stück heißt: der falsche Schlüssel; und das hat viel eingetragen. Ich fürchte jetzt die Schelme, die mit falschen Schlüsseln hanthieren, werden die Mode auch nachmachen, und in Zukunft die Kassen füllen, anstatt sie zu bestehlen. Metnet ihr nit o?

Harte Strafe für Bergeßlichkeit.

Ein Engländer in Paris hatte eine Chaise (Schese) stundenweise gemiethet; kommt nach Hause, vergißt den Kutscher abzudanken, und verreiset weiter in Frankreich. Der Kutscher ist kein Narr! Er läßt sich bescheinigen, daß Milord ihn gedankt hat, daß er nicht abgedankt ist: er sitzt in ein Wirthshaus gegenüber, läßt sich wohl sein, und wartet volle sechs Monate. Jetzt kommt der Engländer zurück, der Kutscher stellt sich, und mein Herr muß für Mann, Pferd und Fuhrwerk eine bedeutende Summe bezahlen! Merks, Joggelt, wenn du einmal auf Paris kommst und Chaise fahren willst.

Neue Art von Spitzbuben.

In London sitzt einer im Gefängniß, und ist ein reicher Mann, und ist geworden als Spitzbub auf eigene Manier, aber man wußte das lang nicht. Er handelte mit

allerlei Fleischwaaren und Geflügel, hatte starken Absatz und sammelte großes Vermögen. „Nun so hat er die Sachen gestohlen.“
Nein, Er hat nicht gestohlen, aber er ließ stehlen durch — abgerichtete Katzen, deren er sechs ernährte. Nachts gingen diese aus, schlüpfen in die Häuser, und brachten richtig Hühner, Tauben, Würste und dergl. auch Fische, Hasen, Vögel u. s. f. — Endlich kam man ihm doch drüber, er sitzt wie gesagt, in der Kefi, und seine Katzen wurden erschossen. —

Regeln über die Haushaltungskunst.

Häusliches Glück. Bürgerehre.

Das wird gegründet und befördert durch Arbeitsamkeit und Ordnung. Vornämlich aber gehört dazu eine gute rechtschaffene Hausfrau, die den Eifer des Mannes unterstützt und nicht zerstört, was seine Thätigkeit erwirbt und ins Haus schafft. — Zum häuslichen Glück gehört, wie zum bürgerlichen Glück, in der Gesellschaft Einigkeit, Zusammenstimmung, Wohlmeinen, Herzlichkeit, Freundschaft. — Wer sein häusliches Glück erhalten will, mache ja keine Schulden; nehme keine schlechte oder eitle Frau; erlaube ja seinen Kindern nicht Uebermuth und Hoffahrt. Er stecke auch sein Vermögen nicht in den Ankauf von theuern Häusern und Gütern. Auch in seine Gewerbschaft und Handlung muß er nicht das baare Geld auf einmal umsetzen; denn wenn man Unglück haben sollte, so ist man ja ein Bettler und ohne einen Nothpfenning. Also hält der kluge Mann immer etwas zurück auf unvorhergesehene Fälle, — damit er sich doch retten kann, wenn seine Hoffnungen nicht eintreffen; denn in der

Welt täuscht man sich gar oft in seinen Erwartungen.

Zum häuslichen Glück gehört auch, keine Prozesse zu führen; lieber Vieles verloren geben, als sich mit streitsüchtigen Leuten vor den Gerichten und Obrigkeiten herumtummeln, und sich Kopf und Herz mit Streitigkeiten anfüllen, die alle häusliche Ruhe und Zufriedenheit rauben.

Viehzucht.

Diese kann nicht besser gedeihen, als wenn man Reinlichkeit und Ordnung beobachtet. Es ist wie bei der Gesundheit der Menschen; auch die Kinder, so man sauber hält, gut und nicht zu fett nährt, werden stark und schön. Das Vieh hat die gleiche Ordnung nöthig: es will sein Futter zu rechter Zeit; die Säuberung des Stalles zu rechter Zeit; die Reinigung und Erfrischung der Luft zu rechter Zeit. — Bei der Stallfütterung bleibt das Vieh am gesunden; aber darum soll man es doch bei guter Witterung auf das freie Feld führen, wo es gute Luft athmet, in Gesellschaft seines gleichen weidet, und angenehmes frisches Gras findet. Vorzüglich aber auf reines Getränk muß man acht haben, denn öfters erkranken die Thiere, weil sie von Würmern, Mücken und kleinen Schnecken verunreinigtes Wasser getrunken haben; oder wo Staub darin ist, und in welchem eine unreinliche Magd vorher ihr Küchengeräth oder gar stinkende Wäsche gewaschen hat.

Wenn die Schaafse auf nassen Feldern weiden, mit den Füßen also feucht stehen, und die Sonne ihnen von oben auf den Scheitel brennt, so bekommen sie den Sturm im Kopf, das man die Drehkrankheit nennt.

Das Schaaf hält den Kopf nach einer Seite gekrümmt, drehet sich im Kreis herum, und stirbt dann plötzlich.

Kluge Landleute, um ihr Vieh gesund zu erhalten, gehen ihm selbst öfters auf die Weide nach; sie räuchern die Ställe mit Essig und Wachholderbeeren; mischen öfters Salz unter das Futter und Essig unter das Getränk.

Wenn das Vieh zu Zeiten nicht fressen will, so weicht man das Futter in Weinessig ein, und bestreut es mit Salz; dies erregt bald wieder großen Appetit beim Rindvieh. — Wider Geschwulst und Geschwüre dient ein Umschlag mit einem Bret aus Leinsaamen in Milch gekocht. — Gegen böse Euter dienen Lilienblätter in Baumöl geweicht.

Die Tröge muß man oft mit Salzwasser auswaschen. Täglich sollte man das Rindvieh auch mit einem nassen Strohwisch abreiben, und den Staub und den Unrath von den Füßen waschen. Diese Ordnung und Reinlichkeit hilft sehr zum Gedeihen.

Haushuch.

In jeder guten Haushaltung muß ein richtiges Hausbuch gehalten werden, worin alle Einnahmen und Ausgaben, aller Gewinn und Verlust, alle Käufe und Verkäufe, alle Schulden und Gegenforderungen, alle merkwürdige Verträge und Abreden eingezichnet stehen. Man nennt dieses ein Journal (Schurnal) oder tägliches Handbuch. — Man muß alles deutlich schreiben und sich hüten, nichts darin durchzustreichen oder zu verändern; sondern alles mit Sorgfalt eintragen, damit dies Buch zum Beweis der Familie bei Unglücksfällen und beim Tode des Hausvaters dienen kann.

Ein gutes Register — oder Namens- und Geschlechts- auch kurze Inhaltsanzeige (oder auch Titel) — macht man hinten an, nach Ordnung des Alphabets, — nämlich A, B, C. — Einem jeden Schuldner, der Debitator genannt wird, sowie jedem Gläubiger, der uns etwas anvertraut, und dem wir schuldig sind, den man Creditor nennt, wird eine oder mehrere Seiten im Buche frei gelassen, — je nachdem man in einem mehr oder weniger weitläufigen Verkehr steht — damit man immer nachtragen kann, was davon oder dazu kommt. Wer mir borgt, dem schreibe ich es gut, und das nennt man creditiren, oder ihm Credit geben; wer mir schuldig ist, wird debittirt, er kommt ins Debet.

Auf die linke Seite kommt das Soll oder seine zu machende Forderung, auf die Rechte des Handbuches das Haben, oder dasjenige, was man auf Abschlag oder totaliter empfangen, zu stehen.

Bevor man aber in dieses Handbuch einträgt, schreibt man jeden Vorfall in ein sogenanntes Brouillon (Brullion) oder Notizbuch, woraus sodann alles erst ins Reine geschrieben wird. Der Tag, die Jahrzahl, die Namen, die Orte, die Zahlen müssen besonders deutlich geschrieben sein.

Um sich hierüber anschaulicher und deutlicher belehren zu lassen, würden Viele der Sache Unkundige wohl thun, eigends darüber geschriebene und gedruckte Hefte und Bücher anzuschaffen, welche sich hier und da vorfinden, und in sehr niedrigen Preisen zu haben sein würden. Gewiß würde der Nutzen daherige Kosten doppelt, ja wohl oft zehn- und zwanzigfach, bezahlen und entschädigen.

Haushaltungs- und Sittensprüche.

Wohl dem, der stets zu Haus und Feld
Getreuen Rath und Rechnung hält,
Der fleißig auf das Seine sieht,
Und Müßiggang und Thorheit flieht.
Der nicht auf Gunst und Zufall baut,
Und so dem Schein der Wahrheit traut.

Wohl dem, der gern die Arbeit liebt,
Und keine fremden Künste übt,
Der, den Gesetzen unterthan,
Sich seines Fleißes freuen kann,
Der seine Pflichten redlich thut,
Und so in Gottes Segen ruht.

Wohl dem, der seine Lage zählt,
Und klüglich nur das Beste wählt,
Der nicht, wenn andere seufzen, klagen,
Muß sein und fremde Bürde tragen;
Der weislich giebt und weislich nimmt,
Und selbst im Leid noch Freundschaft findet.

Wohl dem, der stets mit frohem Muth
Genießt der Vorsicht himmlisch Gut,
Der, mag es stürmen, mag es toben,
Kann seinen Schöpfer freudig loben.
Der wie ein Fels im Meere steht,
Und fröhlich seiner Wege geht.

Wohl dem, der in der Kinder Heil
Sucht seines Lebens schönsten Theil,
Der sie zur Pflicht und Weisheit führet,
Und so ihr Geist und Herze zieret;
Der sie entfernt von fremder Lust,
Nur Unschuld nährt in ihrer Brust.

Wohl dem, der stets mit Vorbedacht,
Die Lehre zum Gesetze macht,
Daß man bei Treu und Fleiß allein
Kann sich und andern nützlich sein:
Daß nur der froh, zufrieden lebt,
Der so nach Recht und Tugend strebt.

Thue gegen alle deine Pflicht.

(Siehe die hienach folgende Zeichnung.)

Bist du, geneigter Leser, etwa in Amt und Pflicht und hast eine Stelle, Posten oder Pöstlein noch so klein, so hast du damit eine Pflicht übernommen, von der niemand dich lossprechen kann, und die du beobachten mußt gegen alle, es sei Freund oder Feind; und darfst nicht fragen: werda? und sagen: passirt! wenn einer antwortet: gut Freund. Aber sollst auch nicht sagen: zug'hauen! wenns etwa jemand trifft, der dir einmal auf den Fuß getreten ist. Vom ersteren, wie man nämlich seine Freunde nicht schonen soll, wo die Pflicht anders gebietet, hier ein Musterlein; und soll das jeder zu Herzen fassen. Darum hab ichs abbilden lassen.

Ein armer Mann geht ins Holz und will mit seiner Art ein paar dürre Nester aus den Eichen hauen. Er weiß wohl, daß das nicht recht, daß es verboten und also gefrevelt ist. Aber er meint: ich bin ein armer Mann, habe Weib und Kinder, aber kein Holz, und — so wirds nicht viel machen. Richtig steigt er auf eine Eiche hinauf. Aber wie er da sitzt und verschnauft, schleicht ein Wildddieb heran, stellt sich gerade unter die nämliche Eiche, macht seine Flinte zurecht, und scheint auf jemand zu passen, der des Weges kommen soll. Was will das werden? denkt mein Mann oben im Baume; kaum etwas Gutes! und hält sich ganz stille. Bald hört man den Tritt eines Pferdes heran nahen. Der Forstmeister kommt des Weges geritten, und der Wildddieb unter der Eiche schlägt auf ihn an. Aber husch wirft der Mann oben im Baume seine Art dem Spitzhuben auf den Arm, und — der Schuß geht ins Blaue, der Forstmeister ist geret.

ret. — Mein Mann steigt vom Baume herab, und denkt: jetzt gibts sicher ein gutes Trinkgeld. Der Forstmeister fragt: was war das? und mein armer Mann erzählt ordentlich was da passirt ist. Aber was thatest du oben im Baume? und wozu die Art? fragt der Forstmeister. — Mann: je! ich wollte eben ein paar dürre Nester weghauen! — Forstmeister: weißt du nicht, daß das gefrevelt ist? — Geh! Wohl — aber! — Geh du mit deiner Art nach Hause! — Aergerlich langt der Arme dort an, ohne Holz, aber bitterböse über den Förster! Wie ward ihm erst da, als nach einer halben Stunde der Amtsbote (etwa der Landjäger) kam, und ihn als Holzfrevler ins Gefängniß führte!! Da saß er nun! Und was er da in der Einsamkeit dachte, das war wenigstens kein Lobgedicht auf den Forstmeister! — Ist die Geschichte hier zu Ende? Noch nicht! Erst jetzt kommt das Rechte.

Als der Arme nun aus der Gefangenschaft nach Hause kömmt, und mißmuthig in einem Winkel sitzt, rühmt sein Weib ihm den Forstmeister gar sehr. Aber der Mann brummt und schimpft über seine Härte. Nein, heißt es, er ist nicht hart, er hat mich und die Kinder seither gespeist und erhalten, während du in der Gefangenschaft nichts verdienen konntest, und schau — einen schönen Haufen Holz hat er uns auch geschickt. Aber, eiferte der Mann entgegen: ich habe ihm das Leben errettet, und er hat mich dafür ins Hundeloch schmeißen lassen. Während dem tritt der Forstmeister selbst in die Stube, grüßt freundlich und bietet die Hand, aber der Arme nimmt sie nicht an, sondern wendet sich ab. Da sagt der Forstmeister: „du bist böse über mich, und ich begreife das. Aber höre mich ruhig an,

„und du wirst auch mich begreifen. Ich bin „Beamter des Königs und habe ihm den „Eid der Treue geleistet. Diesen muß ich „halten, wenn ich ein ehrlicher Mann sein „will, treff' es wen es wolle. Daß du mit „das Leben erhalten hast, das geht nur mich „an, nicht meinen Eid. Dafür habe ich „dir zu danken, darf aber darum das Un- „recht nicht dulden, denn an mir ist's nicht „Ausnahmen vom Gesez zu machen. Als „Beamter des Königs mußte ich dich stras- „sen, als Mensch darf ich dir deine Wohl- „that vergelten. Ich nehme dich hiermit „unter meine Arbeiter, sichere dir einen gu- „ten Lohn zu, und will sorgen, daß du kein „Holz mehr zu stehlen brauchst.“ Und von da an war die arme Familie versorget. Da möchte man doch Manchem zurufen: gehe hin und thue desgleichen.

Umgekehrt ist's anders!

Daß nicht alle Beamte so gewissenhaft handeln, das weiß der Bote, und der ge- neigte Leser weiß es auch! Und damit man schwarz und weiß, gut und böse desto besser vergleichen könne, will ich davon auch ein Musterlein erzählen. — Es war einmal ein Bannwart, der war gesezt über die Staats- waldung, und hatte den Eid geleistet, kei- nerlei Diebstahl oder Frevel zu dulden, son- dern der Regierung Treu und Wahrheit zu leisten, ohne alle Gefährde. — Es begab sich aber, daß ein sogenannter Uebergang kam, und die Leute meinten, jetzt dürfe jeder thun was ihm eben kumlisch sei; sogar steh- len. Da war ein reicher Bauer, von dem es giltet: „je mehr er hat je mehr er will.“ der spannte seine Pferde vor den Wagen, fuhr in den obrigkeitlichen Wald und hohlte sich ein ganzes Fuder Holz. Aber der

Thue gegen alle deine Pflicht.



bin
den
ich
ein
mit
ich
ich
In:
iche
Als
ras
hle
mit
gu:
ein
on
Da
ehe

aft
ge:
an
Ter
ein
ein
ts:
lei:
om:
zu
ab
ng
er
h:
m
n,
te
er

Bannwart — der Bannwart — ja der sah nichts, hörte nichts, wußte nichts, konnte also auch nichts anzeigen! Es war ja ein reicher Bauer, und der Bannwart war ihm schuldig! Also! — Daß mir aber ja keiner Handel mache, so sei kund und zu wissen, daß solches geschehen ist Anno 1798, und daß jetzt niemand mehr mit Roß und Wagen Holz stiehlt, und daß jetzt die Bannwarte viel besser aufpassen.

Was uns die Vögel lehren!

Wie glücklich lebt der muntre Schwarm
Der Vögel in den Büschen!
Nie ließ sich Mißgunst oder Harm
In ihr Vergnügen mischen.

Die Lerche schwingt sich lebenslang
Weit über Erd und Grillen,
Mit Dankbarkeit und Lustgesang
Die Himmel zu erfüllen.

Ihr schielet nie die Aelster nach;
Sie gönnt ihr ihre Flügel,
Und hüpfet lustig um den Bach,
Und lustig an den Hügel.

Des Pfauen Kleider sind wohl schön
Vor unsern Tüchern allen:
Allein die Krähe kann sie sehn
Von Mißgunst unbesallen.

Wann denkt der wilde Spaz daran
Daß ihn Verachtung drücket?
Er liebt und singt, so gut er kann
Und schmauset was ihm glücket.

Ihr lieben Thierlein, lebet wohl!
Habt Dank für gute Lehren!
Kein Neid, kein Mißvergnügen soll
Mein eignes Glück je stöhren.

Sorgfalt für die Thiere.

Der Winter vom Jahr 1434 war von einer so außerordentlichen Kälte, daß nicht allein der Rheinstrom von Basel bis ans Meer überfror, sondern daß man auch über den breiten Bodensee gehen, reiten und fahren konnte. In denselben Tagen erging zu Zürich der den Regierungsmitgliedern dieses Kantons zur Ehre gereichende Befehl: den wilden Vögeln — statt sie zu schießen, wie es öfters geschieht — in ihrer Noth, die sie zu den Menschen trieb, nicht nur nichts Böses zuzufügen, sondern ihnen sogar Brod und Nahrung vorzuwerfen. „Der Gerechte (der Menschenfreund) erbarmt sich auch seines Viehes,“ sagt die heilige Schrift. Die Schweizer waren edle, fromme, biederherzige Männer, und bei solchen darf man stets die menschenfreundlichste Aufnahme und Gefühle suchen und erwarten.

Verschmitzte Entschuldigung.

Hehschiasch — ein arabischer Fürst und Heerführer, dessen bloßer Name Schrecken und Entsetzen verbreitete, reiste einst ohne Begleit. Er traf einen Araber an, zu dem er sagte: Was für ein Mensch ist denn dieser Hehschiasch, von dem man hier zu Lande so viel spricht? — Das ist kein Mensch! Es ist ein Scheusal! Was wirft man ihm denn vor? — Eine Menge Verbrechen! Hast du ihn auch schon gesehen? — Nein! — Blicke auf! Er redet mit dir. — Der Araber sah ihn steif und ruhig an, und sagte sodann: Wisset ihr auch, wer ich bin? Nein! — Ich bin von der Familie Zobar. Jeder Abkömmling derselben wird jährlich einen Tag närrisch; heute bin ich's. Hehschiasch lächelte und ging weiter. —

So mag denn auch das Sprichwort:
„Eine Nothlüge sei erlaubt,“ hier seine
Anwendung und gute Wirkung gefunden
haben.

Schreckliche Geschichte, wie zwei hoch-
gelehrte Herren sich entzweien und ein-
ander zu todschießen thäten.

Und es begab sich zur selbigen Zeit,
daß in dem Lande an dem großen See, wo
die Sprache der Gallier geredet wird, lebten
zwei Männer, beide gelehrt in allerlei Wis-
senschaft und Weisheit ihrer Zeit, und hiel-
ten beide gelehrte Schulen, der eine zu M.
der andere zu C. — Aber sie lebten in be-
ständiger Eintracht, wie die Gelehrten pflie-
gen, und hatten niemals sich selber, sondern
nur die Wissenschaft im Auge. Aber —
da stand doch ein böß Pünktlein zwischen ih-
nen, das konnte erregen den Streit und den
Hader, sintemal der eine gehörte zu der
Sekte derer, welche die Finger waschen von
vorne nach hinten, der andere aber zu der,
welche die Finger waschen von hinten nach
vorne. — Und als sie einmal saßen fried-
sam hinter dem Glase mit andern, da ka-
men sie auf ihre Sekte zu reden, und sti-
chelten auf einander los gar tapferlich, also
daß sie beide heiß wurden im Kampfe, und
wollten sich erköhlen im Wein, und gossen
damit Del ins Feuer. Und als nun der M.
sich vermaß zu sagen: „man sollte die Sekte
des C. ganz aus der Welt schaffen,“ da
kam Feuer ins Dach und ladete der C. den
M. auf Pistolen. Und als dieselben ge-
bracht waren, und geladen von unparthei-
schen Männern, die da, zwar nicht so ge-
lehrt, aber doch klüger waren, als die
Streiter, sintemal sie wohl Pulver aber
keine Kugeln drein thaten: — so ward das

Loos gezogen, welcher zuerst schießen sollte.
M. also schießt, und weil C. nicht getroffen
ist, so jubelt er und sagt: du siehst nun daß
meine Lehre die rechte und wahre ist, dieweil
der Himmel die Kugel von meinen Leben ab-
gewandt hat. „Jetzt gibt auch er Feuer,
und ach da fällt sein Gegner rücklings, weil
ein Spatzvogel ihn hinten am Rocks zog.
Der Gefallene — so klug macht der Wein —
meint im Ernste, er sei tödtlich getroffen, und
läßt sich auf einer Traghahre nach Hause
schaffen. Jetzt meint C., ich habe einen Men-
schen ums Leben gebracht. Und in toller
Verzweiflung rennt er gegen den See, und
konnte nur mit Gewalt zurückgehalten wer-
den sich nicht zu ertränken.

Zu viel Gezänk,
Zu viel Getränk,
Und stolzer Muth
Thut selten gut.

Immer lustig.

Ich weiß einen alten Schneider, der ist
immer lustig und hat immer ein kurzweiliges
Wort für jeden. Besonders lustig ist er aber,
wenn er eins getrunken hat. Einmal kommt
er aus dem Wirthshaus, hat überladen und
fällt in den Feldgraben, der eben voll Wasser
ist. Von ohngefähr kömmt der Bote da
vorbei, reckt ihm hülfreich die Hand und
sagt: aber was machst du da in dem Graben?
Immer lustig antwortet der Schneider:
„emel nit viel Staub machen i, wie de
gseht.“

Schulmeister Weisheit.

(Aus einer Zeitung.)

Einer, der zum Schullehrer examinirt
ward, wurde über die Bibel befragt.

„Verzeiht, ihr Herren, sagt er, mit der Bibel bin ich eben nicht stark passirt.“ — Aber ihr werdet doch einige Namen wissen von Leuten, die in der Bibel vorkommen? „Heh — ich besinne mich nur an einen, an den Ephesus.“ — Wißt ihr wer die drei schweizerischen Bundesbrüder waren? „O ja! Einer war der Werner, der andere der Staufacher, und der dritte der Goliath!“ Aber den Ulrich Zwingli kennt ihr doch? „Verzeiht, ihr Herren, der Name ist mir nicht bekannt.“

Das soll geschehen sein im Jahre tausend achthundert und vier und dreißig. Glück zu! Aus solchem Holz wird wohl ein Stuhlbein in eine Schulbank, aber kein Tit. Schullehrer.

Ex! Ex!

Vor etwa fünfzig Jahren fragte jemand einen alten Schulmeister: sage mir doch, wer war der Vater der Söhne Zebedäi? Da legte der Schulmeister den Finger an die Nase und sprach, „Wart! Wart! Wo steht es geschrieben!“ Und er fand es nicht!! In der neuesten Zeit ward einer zum Schulmeister examinirt, und kannte den König David nicht! — Ein anderer schrieb in einer Diktatur richtig allemal mit Buchstaben: Komma, Punkt, Semikolon. „Was willst du damit sagen?“ Es war eben zu keiner Zeit alles, so wie es sollte! —

Der Ehestand.

(Aus einer alten Handschrift.)

Zuerst fängt an mir Gelgen und Lanzten!
Doch bald folgt drauf das Balgen und
Branzen;
Will eins oder anders nicht genug schanzen,

So brechen sie beiderseitig Lanzten,
Und endlich ist wohl das End vom Ganzen,
Daß Mann und Weib sich gar kuranzen.
Ein kurioses Räthsel und seine natür-
liche Auflösung.

In einer kleinen Stadt, die statt der Ringmauer Misthausen hat (der Leser warte mit der Deutung bis ans Ende), finden die wohlweisen Herren des Rathes an einem schönen Morgen in ihrer Rathstube einen Mistwagen voll Mist. Es entsteht eine allgemeine Verwunderung, woher der Wagen? Wie ist der sammt dem Mist hieher gekommen? Die Stege hinauf? Mit nichten; denn die ist stockfinster, und so eng, daß ja der Rathsherr V. kaum durchkömmt, wie denn ein ganzes Fuder Mist! — Zum Fenster hinein? Nicht möglich; denn die sind auch zu enge, und dazu sind die zierlichen Umhänge von Spinnengewebe noch alle ganz! Den ganzen Vormittag zerbrachen sich die Rathsherren die Köpfe, wie das zugegangen, und konnten nicht errathen. Da ward denn erkannt: es soll der Stadtschreiber mit dem Hirten herumgehn; der Hirte soll ins Horn blasen, und der Schreiber die Wundergeschichte verkünden, und demjenigen, der die Sache erklären könne, eine Rekompens vom wohlweisen Stadtrathe versprechen, nämlich eine Maas Wein, ein Pfund Brod, ein Bierlig Käse und daß er ein Jahr lang eine Sau mehr als andre Leute auf die Gemeinweide treiben dürfe. — Indessen wird Wagen und Mist von seinem Eigenthümer zurückgefordert, und nicht ohne Mühe weggebracht. Und als am andern Morgen die Rathsherren wieder kamen, finden sie auf dem Tische einen offenen Brief folgenden Inhalts:

Den Spaß haben euch die Kiltbuben gemacht;

Den Wagen stückweis daher gebracht,
Und wieder beladen mit seinem Mist,
Wie er von euch gefunden ist.

Die Rathstube wie ein Stall ist geziert,
Darum ihr denn auch der Mist gebührt.

Jetzt weis der Bote schon, auf welches
Kleine Städtlein mancher das deutet! Er
hört schon wie man spottet. Er sieht schon
wie die Leute darum Handel anfangen! —
Aber halt! Ihr seid alle am Unrechten. Ich
will keinen solchen Streit anrichten, und
bekenne also ehrlich, daß ich diese Geschichte
aus einem alten Buche, das 1722 zu Wien
und Nürnberg herauskam, abgeschrieben
habe.

Es machen's viele so.

Einer der berühmtesten Krieger der alten
Welt, Hannibal, vor dem selbst die sonst
so mächtigen Römer zitterten, ward einst
gar sehr eingeladen, einen berühmten Ge-
lehrten in seinen Vorlesungen zu besuchen.
Er geht also hin. Da meint nun mein Herr
Professor er will vor der Kriegsgurgel recht
Ehre einlegen, und schwazt stundenlang über
die Pflichten eines Feldherrn und das ganze
Militärwesen. Als man heim kam, konnten
die Uebrigen des Ruhmens nicht satt werden,
und fragten: nicht wahr das war herrlich?
Nicht war es war prächtig? Da sagte
der alte Kriegsheld ganz freimüthig: „Ich
habe in meinem Leben viele alte Narren
gesehen, aber keinen größern als diesen.“
Fragt nun der geneigte Leser: wie ist das
gemeint? so antwortet der Bote: also daß
es eine große Unbescheidenheit und An-
maßung von dem gelehrten Herrn war,

daß er, der nie ein Lager oder gar ein Treffen
gesehen hatte, einem alten erfahrenen und
durch Thaten bewährten Krieger Lehren ge-
ben wollte! Aber merk dabei:

- 1) Man macht aus der Gelehrsamkeit eine
Modesucht, und läuft und rühmt —
nur weil's einmal so der Brauch ist!
- 2) Mancher meint, weil er etwas weis, so
wisse er alles, und getraut sich weis
nicht was zu leisten;
- 3) Aber es gilt immer noch das Sprüch-
lein: wer sich mit seinem Wissen breit
macht, zeigt einen schmalen Verstand.

Ehrengedächtniß

des Herrn Chiridonius Bollmond, weiland
Gastwirth zum grünen Esel und des
Raths zu Eschalpn.

Ach! er ist nicht mehr der theure Mann,
Der seinen Wein immer höher anschlug als
andere, denn auch der Schwefel kostet Geld.
Der freundliche Mann, der allen so gerne
mit Speise und Trank diente, so lange sie
bezahlten; der so treulich sich annahm aller
von seinem Wein Uaterdrückten, vom
Branntwein darnieder Geworfenen! Wie
war er so mildthätig gegen die Armen, wenn
andere für sie bezahlten! Wie strenge hielt
er auf Zucht und Ordnung in seinem Hause,
und verwies die Trinker und Spieler in das
obere Hinterzimmer hinter die Felladen, wenn
sie bis gegen den Morgen durchsoffen und
spielten. Er selbst das Muster der Mäßig-
keit entzog sich den Blicken der Menge, so
oft der Kellerdunst ihn beschwerte, und seine
Frau vor seiner Sanftmuth sich in ihr Stüb-
lein geborgen hatte! Als Glied des Rathes,
wie lieb er der Stadt Bestes sich angelegen
sein! War er's nicht der es dahin brachte,

daß jedem Rathsherrn von jeder Sitzung ein Gulden bezahlt wurde, und war er nicht von da an der Fleißigste? Dienstfertig öffnete er dem Rathe seine große Stube für den Winter, damit die Heizung auf dem Rathhause erspart werde, und die Herren sogleich bei ihm speisen können. Wie gerne diente er andern mit seinem Kredit, wenn sie ihm schuldig waren, und wie gerne entlehnte er andern sein Geld um sieben und acht vom Hundert! Das Recht verstand er wie keiner, und wußte es immer zu seinem Vortheil zu drehen. Alle, die in Rechtsverlegenheiten zu ihm kamen, fanden immer guten Rath um gutes Geld. Und in solch gemeinnützigem Bestreben wuchs sein eigen Glück und Ansehn. Groß war sein Vermögen bei seinem Tode und viele Arme weinten darüber. Nie hatte Jemand die Frechheit, etwas Unrechtes von ihm zu sagen, wenn er's hörte, und die gerechtesten Klagen mußten verstummen vor seinen Ohren. Unvergeßlich bleibt sein Andenken und wir sprechen: es giebt doch nur einen Chiridonius Vollmond; und alle sprechen einmüthig: es ist wohl gethan!

Merkwürdige Hinrichtung.

Es war ehemals der Gebrauch, daß der Bote alljährlich eine grausame Hinrichtung erzählen, und ein schönes Kupferstück, Helgen genannt, dazu geben mußte. Seitdem der Bote das nicht mehr thun kann, sagt gar mancher: „d'Prattig ist nit g'rechts!“ Der Bote, der so weit er's mit Ehr und Gewissen bestehen kann, gerne allen Menschen zu gefallen lebt, will seinen Fehler so viel möglich gut machen, und erzählt darum folgende merkwürdige Hinrichtung.

In Basel hat ein Hahn ein Ey gelegt. Schon das ist schrecklich, denn das ist gegen alles Hühner-Recht, ja gegen das Natur-Recht, daß die Hähne Eyer legen. Aber noch schrecklicher! Aus solchen Ethern kommen Schlangen, oder gar Basilisken, und das sind erschreckliche Thiere! Also wird über den Hahn förmlich Gericht gehalten, er wird überwiesen und verurtheilt, als ein Verbrecher öffentlich verbrennt zu werden! Er wird dem Henker übergeben, und sammt seinem Ey auf dem Kohlenberg, vor einer ungeheuren Volksmenge, mit dem Feuer vom Leben zum Tode gebracht! — Jetzt sieht mich der Leser an und lächelt, denn er merkt gleich, daß ich eine gar alte Geschichte erzähle! So etwas konnte nur im August 1474 also vor 360 Jahren passiren; zu der nämlichen Zeit, als im Welschland, nach dem Spruch des bischöflichen Offizialen von Lausanne, ein Schwein gehenkt wurde, andern zum Exempel, weil es ein Kind in der Wiege zerrissen hatte.

Mißverständnis.

Ein italienischer Landstreicher, einer der vielen, die auch lieber betteln als arbeiten, wollte sich eine Zeitlang güthlich thun ohne zu bezahlen. Er gieng also auf einen Armenspital los, stellte sich lahm an beiden Füßen, ward aufgenommen und gut verpflegt, mußte aber wegen seinem vorgebliebenen Schmerz in den Füßen fleißig baden. Der Knecht, der seiner wartete, mochte etwas Schalkheit merken, und machte ihm einmal das Wasser tüchtig warm. Der Italiener rief: ah! caldo! caldo! Der Knecht nahm das für deutsch, meint das Wasser sei ihm noch nicht einmal warm genug, und schüttet

noch mehr heißes drein! Hat der Pursche vorher caldo gerufen, so schreit er nun aus vollem Halse caldo! caldo! Das heißt aber: heiß! heiß! Der Knecht denkt: du Narr! ich will dir schon warm genug geben, und schüttet abermal kochend Wasser auf. Aber jetzt ist's dem Schalk doch zu viel, er springt zu ebenen Füßen aus dem Bade, und nun kommts eben heraus, daß er nichts weniger als lahm ist!

Der Wegweiser.

„Bin ig ufem rechte Weg?“ so fragte mich mein liederlicher Nachbar, als er wie: der einmal besoffen aus dem Brönzhäusi heim stolperte. „Nein, sagt ich,“ du bist „nicht auf dem rechten Wege.“ Denn ich dachte: wenn du auch freilich auf dem Wege nach Hans bist, so ist doch ein solcher Sauf: aus nie auf dem rechten Wege. Indessen er kam richtig heim, und am Morgen darauf fragt er: warum hast du mir gesagt ich sei nicht auf dem rechten Wege? ich bin doch heim kommen! Da sagt ich: du hast mir nicht gesagt wo du hin willst! Ich will dir aber jetzt sagen wo du auf diesem Wege hin: kömmt. Dein Weg fängt an im Brönz: winkel, und der Branntwein dünkt dich so lang gut, bis du kein Geld und keinen Ver: stand mehr hast. Weiter geht dein Weg in guter Gesellschaft von allen Hudeln und Lumpen, durch alle Saufwinkel hindurch, bis nach Bettelheim. Dort langst du an, nackt und blos, hast Geld und Gut, Kraft und Muth, Ehre und alles verloren. Dir bleibt nichts, als daß du dich mit der Schande bedeckst. Jetzt kömmt die Ver: geltung durch Elend! Deinen Becher wird man dir füllen mit den Thränen deines Wei: bes und deiner Kinder! Statt Saufliedern

hörst du ihren Jammer und ihre Klagen. Du hoffst, der Tod soll dich erlösen! Das kann er nicht, denn er vermag nur dir das Leben des Leibes zu nehmen, aber es bleibt das Leben der Seele und das Gericht.

So habe ich gesprochen! aber ich konnte leider einen Mohren nicht weiß waschen.

Rede wie dir der Schnabel gewachsen ist.

Der Bote hat schon oft gewarnt, daß doch die ungelehrten Leute nicht immer in gelehrten Worten reden sollten, und meinen sie seien Wunder wie aufgeklärt und gebildet, wenn sie fremde Ausdrücke einmischen, die sie nicht verstehen, und darum meist verhun: zen. Wenn sie denn absolut lächerlich sein wollen, so mögen sie auch im Kalender erscheinen.

Da spazierte eine gewisse Frau mit einigen gelehrten Herren, wollte auch gelehrt thun, und sagt: „ach! der Weg ist doch recht pythagorisch!“ Sie wollen wohl sagen pitoresc. „Ja, aber ich meinte die heiden Wörter seien synagogisch!“ Und sie war das Gelächter von allen. — „Ach der Hans ist erschrockelt übel mit sym böse Finger! er ist e rechte s'il vous plait!“ Das ist auch ohne Verstand. „Ich bin just dazu gekom: men, als der Mann vom Gerüste fiel. Es war erschrecklich, ich habe mich rechtschaf: fen darob veramüßirt!“

Das heißt doch recht nach dem alten deutschen Sprüchlein: steck den Bauern un: ter die Bank, immer guckt der Stiefel vor.

Das war christlich gehandelt.

Im Winter von 1798 bis 1799 zog bei schrecklichem Winde und Schnee ein Kommando Franzosen über den Gotthard. Es fehlte an Leuten die Lebensmittel zu

iragen. Ein französischer Offizier zwang zu Amsteg einen jungen Mann, Franz Tanjot, zu diesem Dienste. Bei Urseren war Tanjot etwas zurück geblieben. Wie er hinter Hospital den Gotthard hinauf kömmt, trifft er einen halberstarrten Menschen am Wege liegen. Tanjot erkennt in ihm den franz. Offizier, der ihn zu Amsteg mißhandelt hatte. Er nimmt den Erstarrten auf seinen Rücken und trägt ihn den Gotthard hinauf zu seinen Soldaten. Als er ihn auf diese Weise vom Tode errettet hatte, sagte er freundlich zu ihm: „gelte, du stößest mich nun nicht mehr!“

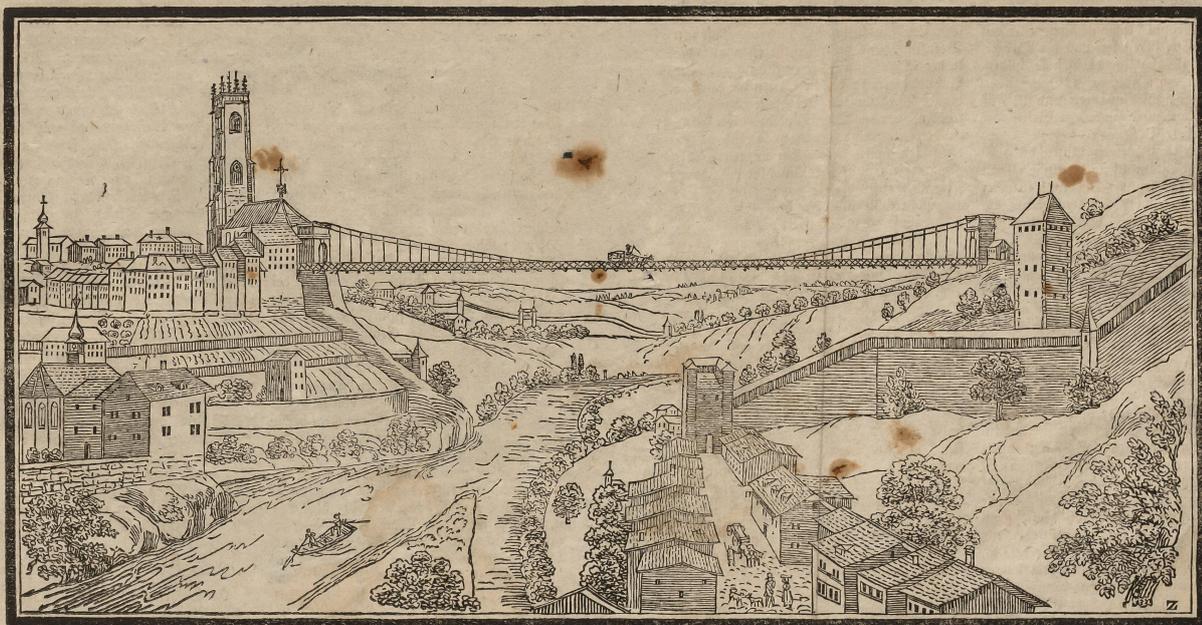
Die Eisendrathbrücke bei Freiburg.

(Siehe gegenüber die Zeichnung).

Die Eisendrathbrücke zu Freiburg ist gewiß dasjenige Bauwerk der neuern Zeit, wenigstens in unserem Vaterlande, welches gegenwärtig das größte Interesse erregt und die Bewunderung aller Besuchenden am meisten verdient. Billig räumen wir also einer kurzen Beschreibung dieses neuen Wunders der Welt, dieses neuen groß Merkwürdigkeit des Schweizerlandes, dieses neuen herrlichen Triumphes des menschlichen Geistes hier eine Stelle ein. Wer je auf der Bernstraße nach Freiburg oder von Freiburg nach Bern gegangen oder gefahren ist, hat sich von den großen Beschwerden und Mühseligkeiten überzeugt, die erduldet werden mußten, um von der einen Höhe des Ufers der Saane die andere zu gewinnen. Eine Entfernung die nicht einmal 1000 Bernfuß in gerader Linie beträgt, verursachte einen Umweg von beinahe dreiviertel Stunden, und selbst da noch waren die beidseitigen Straßen so gähe, daß ein Pferd nur mit

Mühe das leichteste leere Fuhrwerk hinauf zu ziehen vermochte; Lastwagen konnten da kaum passiren. Jetzt führt uns eine gleichsam hingezauberte, wie ein Spinnfadensfrei in der Luft schwebende Brücke, die jeglichen Stülpfeller entbehrt, die 22 Bernfuß breit und nicht weniger als 925 Bernfuß lang ist, in weniger als fünf Minuten bequem und ebenen Weges in die Mitte der Stadt. Und diese Brücke deren Boden und Geländer von Holz ist, und welche eine Last von 48000 (sage achtundvierzigtausend) Centner tragen kann, hängt in ihrer ganzen Länge an zwei über den 174 Bernfuß tiefen Abgrund gespannten Seilen oder Tauern von Eisendrath! Aber das sind denn auch Seile von der Dicke eines mächtigen Mannschenkels; und jedes dieser zwei Seile besteht aus vier dünnern Seilen, und wiederum jedes von diesen vier aus 500 einfachen Eisendrathen, deren jeder einzelne nicht völlig die Dicke eines Kornhalms hat. Diese Drathseile sind aber nicht zusammengedreht wie gewöhnliche Seile, sondern die einzelnen Dräthe liegen parallel d. h. in gleicher Linie laufend aneinander. Gegen den Rost sind dieselben vermittelst eines dunkeln harzichten Anstriches geschützt. Wie aber der gesunde Verstand einerseits und die Abbildung anderseits dem geneigten Leser zeigt, so konnten diese gewaltigen und über 100 Centner schweren Seile unmöglich ganz gerade hinübergespannt werden, sondern dieses konnte nur in einem bedeutenden Bogen geschehen, daher in der Mitte jene Tauer um nicht weniger als 60 Bernfuß tiefer hängen als an beiden Enden, wo sie auf den steinernen Thürmen oder Portalen ruhen. Die Höhe eines jeden dieser zwei Thürme beträgt 65 Bernfuß; sie bestehen aus gehauenen Quadersteinen, welche

Die Eisendrath-Brücke bei Freiburg.



zu größerer Festigkeit und Sicherheit durch eiserne Klammern u. s. w. zusammengehalten werden, wozu man allein 570 Centner Eisen verwendet hat. Denn diese Thürme tragen im Grunde die ganze ungeheure auf circa 4000 Ctr. berechnete Last der Brücke, zu welcher sie zugleich die Thore bilden. Der Bogen eines solchen Thores ist 45 Bernfuß hoch, 20 Fuß breit und 19 Fuß tief; das Mauerwerk zu beiden Seiten des Thores hat eine Dicke von 14 Fuß. Ganz oben auf diesen Thürmen laufen die zwei großen Brückentau über gewaltige eiserne Rollen hinweg, senken sich von da in einer Entfernung von 160 Fuß sowohl auf der Stadtseite als auf der Landseite in den Felsenboden, wo sie in einer Tiefe von 58 Bernfuß auf eine höchst merkwürdige und alle mögliche Sicherheit gewährende Weise befestigt sind, indem daselbst nicht weniger als 9 aus harten Kalksteinblöcken gebaute umgekehrt angelegte Gewölbe dem furchtbaren Gewichte der Brücke sichern Widerstand leisten. An diesen auf beschriebene Weise beschaffenen und befestigten 2 großen Eisenbrathseilen hängt wie gesagt die ganze über 900 Bernfuß lange hölzerne Brücke. Nämlich zu beiden Seiten der Brücke hängen nur ungefähr 5 zu 5 Fuß Drathseile herunter, deren jedes aus 25 einzelnen einfachen Dräthen besteht, deren jedes zwölf Centner tragen kann. Oben sind diese Seile vermittelst eisernen Haken an dem Hauptseile befestigt, unten tragen sie in ebenfalls eisernen Bügeln die hölzernen Querbalken, welche dem Brückenboden nebst dem hölzernen Geländer zur Grundlage dienen. Da jeder Querbalken, deren es 164 giebt, natürlich von zwei aneinander gegenüber befindlichen Seilen getragen wird, so ist also die

Zahl sämtlicher senkrecht von den 2 großen Tauen herabhängenden dünnen Seile 328. Die Längten derselben, also diejenigen, welche zunächst den beiden Thürmen oder Portalen sich befinden, sind ungefähr 60 Bernfuß, und die zwei kürzesten also die in der Mitte, nur $\frac{1}{2}$ Bernfuß lang. Der Anblick dieser zu beiden Seiten der Brücke herabhängenden 328 Drathseile ist für denjenigen, der im Begriffe steht, die Brücke zu betreten, und der dann zwischen den durch jene Seile gebildeten Spalten bis zum andern Ende der Brücke hindurchschaut, sehr überraschend.

Man sollte nun glauben, diese so frei in der Luft schwebende Brücke müßte, sobald irgend ein schwerer Wagen u. s. w. darüber fahre, in ein bedeutendes Hin- und Herschwanzen gerathen; aber dem ist durchaus nicht also. Wir wollen darüber die Berichte anhören, welche über die beiden Hauptproben, die die Brücke am 15. und am 19. October vorigen Jahres auszuhalten hatte, in Zeitungen u. s. w. erschienen sind.

Die eigentliche und erste Probe der Brücke fand am 15. October Morgens um 9 Uhr Statt, unter einem ungeheuren Zusatze Fremder und Einheimischer. Zu diesem Zwecke wurden 14 Kanonen, zusammen mit 38 Pferden bespannt, in zwei Abtheilungen, welche sich in der Mitte der Brücke zweimal kreuzten, über die Brücke gefahren, so daß während beinahe einer ganzen Stunde die Brücke ein Gesamtgewicht von ungefähr 1227 Centner trug. Das Schwanken der Brücke sei dabei im höchsten Grade unbedeutend gewesen, und in den unterirdischen Stellen oder Gewölben, in welchen an beiden Enden die großen Seile befestigt sind, habe man mit den Händen

nicht das geringste Zittern der Drathseile wahrgenommen. Hingegen habe sich im Augenblicke, wo das größte Gewicht auf der Mitte des Brückenbodens ruhte, diese Mitte um so viel, als sie höher ist als die beiden Enden, nämlich um 2 Bernfuß, gesenkt, so daß der Boden nun eine völlig waagrechte Linie gebildet habe; so wie aber das Gewicht abgenommen, habe auch sogleich die Brücke ihre vorige Lage wieder angenommen. Am 19. Okt. hatte indessen die Brücke bei Anlaß ihrer Einweihung eine noch stärkere Probe ihrer Solidität abzulegen. Während der ganzen Zeit des feierlichen Umzuges auf derselben, wo ihr der Bischof unter Glockengeläute und Kanonendonner seinen Segen ertheilte, sollen sich wenigstens 1800 Menschen auf einmal auf der Brücke und zwar in regelmäßigen Schritten hin und her bewegt haben. Rechnet man im Durchschnitt jede Person zu 130 Pfund, so giebt das ein Gewicht von 2340 Centnern, welches damals die Brücke tragen mußte. Und dennoch blieb sie fester in der Luft hängen, als Mancher am Abend desselben Tages auf seinen Füßen stehen konnte. Auch da soll die Schwingung nicht bedeutend gewesen sein, jedoch in waagrechter Richtung stattgefunden haben.

Es wäre noch manches über diesen interessanten Gegenstand zu sagen, namentlich über die Erfindung der Drathbrücken u. s. w., aber der Raum dieser Blätter gebietet, nicht allzuweitläufig zu sein, und darum wollen wir nun noch mit einem Worte des kühnen Erbauers dieser Brücke gedenken. Derselbe ist ein Franzose, Namens Joseph Chaley, Oberoffizier der Artillerie und Ingenieur, gebürtig aus Genève, im franz. Ainedepartement. Er war

bereits rühmlichst bekannt durch seine Mitwirkung bei der Erbauung verschiedener Drathbrücken im südlichen Frankreich, und sein dem Brückencomité zu Freiburg eingerichteter Plan gefiel vor allen übrigen. — Am 19. März 1830 wurde zwischen ihm und den Subscribenten oder Aktionärs ein Vertrag abgeschlossen, laut welchem unter Andern Hr. Chaley während den ersten 40 Jahren den Brückenjoll zu genießen haben wird; während der 59 folgenden Jahre wird der Joll zu Gunsten der Unternehmer bezogen, denn fällt die Brücke dem Staate anheim. Im März des Jahres 1832 wurde der erste Grundstein zu den beiden Portalen gelegt, und von da an die Arbeiten unter dem Boden, die Stollen, Gewölbe u. s. w. thätig betrieben, bis am 9. Juni 1834 das erste große Seil hinübergespannt werden konnte. Am 8. Okt. dann fuhr zuerst Hr. Chaley in einer zweispännigen Kutsche und am gleichen Tage auch die Postkutsche von Bern nebst Beiwagen unter großem Beifall der Menge hinüber.

Für den ganzen Bau, d. h. was allein die Brücke betrifft, mit Ausschluß von Straßenarbeiten, Entschädigungen u. s. w. sollen bei 280000 Frkn. verwendet worden sein, welche größtentheils der gemeinnützige Sinn der Bürger der Stadt und des Kantons Freiburg zusammengebracht hat. Das sollte auch bei uns Nachahmung finden!

Er hat doch recht.

Es war einmal ein Spatzvogel von der rechten Art, das heißt er machte gern Spatz, hatte den Wiß dazu, aber auch ein gutes Herz, das Niemand weh thun wollte. Und

so sind leider nicht alle Spaßvögel. Der war einmal auf einem Jahrmarkt, klettert oben auf einen Krämerstand, und schreit: „hieher! hieher! ich kann einem jeden sagen was er gedenkt!“ Wie nun die Leute sind! Wo sie meinen etwas Neues zu sehen oder zu hören, da stehen sie hin und halten Maulaffen feil! Eine Menge Volk strömt zusammen, und als er endlich mit der Hand Stille geboten, ruft er: „was ihr gedenkt? Ihr gedenkt alle wohlfeil zu kaufen und theuer zu verkaufen.“ Da lachten sie alle aus vollem Halse und sagten: er hats getroffen! —

Diese aber haben es nicht getroffen.

(Aus einem alten Buche abgeschrieben).

Es haben sich unterschiedliche spitzfluge Leute gefunden, welche sich unterstanden, dem Herrn Christo in die Kanzlei zu steigen, und mit ihrer Vernunft auszuspekuliren, in welcher Zeit, Jahr, Tag und Stunde der jüngste Tag kommen werde. Nur etlicher zu gedenken:

- 1) Elias, ein jüdischer Rabbi, hat also geweissaget, weil Gott in sechs Tagen Himmel und Erde erschaffen, so werde auch nach verfloffenen 6000 Jahren am siebenten Tage Gott alles in einen Haufen werfen.
- 2) Maximilia, eine Prophetin die 174 Jahre nach Christo lebte, gab vor: nach mir wird keine Prophetin mehr sein, sondern das Ende der Welt.
- 3) Arnoldus de nova Villa hat das Ende der Welt bestimmt, auf 1345 Jahre.
- 4) Melchior Hoffmann setzte das 1527ste Jahr.
- 5) Zu Lutheri Zeiten ist einer gewesen mit

Namen Stifel, Pfarrer im Lochau, der schrie aus: daß nach Christi Geburt die Welt stehen werde 1533 Jahr, 10 Monat, 2 Wochen, und werde untergehen am Lukastage, Montags um 8 Uhr. Er beredet seine Bauern, daß sie alles aufzehrten, und als sie auf den bestimmten Tag in der Kirche des jüngsten Tages erwarteten, derselbe aber nicht kommen wollte, ward er, Stifeltius, zu Schanden.

- 6) Johannes Regiomontanus, ein Mathematikus, hat fürgegeben, der jüngste Tag werde Anno 1598 kommen, von welchem Jahr ein groß Geschrei gemacht worden:

Wenn man wird zählen achzig acht, Das ist das Jahr, das wohl betrachte. Geht die Welt alsdann nicht unter, So geschehn gewißlich große Wunder. und nun, was ist daraus zu lernen? Einmal und zu erst, es weis die Zukunft nur Gott, und alle menschliche Kunst sie zu errathen, ist thörichter Fürwitz, der nur zum Betrüge führt.

Zum andern: es gab immer Narren die dennoch prophezeiten und Narren die daran glaubten, obschon sie immer zu Schanden wurden.

Zum dritten: wer jetzt noch dergleichen prophezeit, oder dergleichen Weissagungen glaubt, der — mag sich die Anwendung selber machen.

Ehre dem Ehre gebührt.

Es geht ein junger Herr durch ein Dorf und fragt nach einem nähern Fußwege. Da tritt zu ihm ein Mann und spricht: „Herr, den Weg kann Euch Niemand besser weisen

als ich, denn er geht eben quer durch meine Mauserei.“ Da stuzt der Herr und denkt, was meint er wohl? So gieng der Mann mit ihm, und erzählte, indem er sich wohlgefällig das Kinn strich, „schauts der Herr! ich bin der oberste Mausereier dieser Gemeinde; hm! hm! und habe eine große Mauserei unter mir; hm! hm!“ Und als sie auf der Anhöhe hinter dem Dorfe waren, da stand der oberste Mausereier stille, und sagte mit ausgereckten Armen; „schaut Herr, dort unten am Eichwald fängt meine Mauserei an, und geht dem Wald nach bis dort zum Fischbach ic. ic.“ und so beschrieb er ihm die Grenzen seiner Mauserei als wärs ein Königreich! Zuletzt schloß er also: „aber es syre doch nummie ase es paar, daß mer Herr Mausereier säge wei!“ Der Bote meinte auch es wäre einmal Zeit, daß man ihm Herr Bote sagte, und das fatale hinkend wegließe!

Wie ein Elephant Friede stifet.

(Siehe gegenüberstehende Zeichnung).

Hat der Leser an dem Stücklein von dem Elephanten in der Menascherie seine Freude gehabt, wie er seinem Wärter das Leben rettete, so will ich noch ein solches geschiet: des Stücklein erzählen, das noch viel kurzweiliger endet als das vorige. In Italien hatte ein Mann eine große Menascherie, und war damit ein wohlhabender Mann geworden. Auf seinem Sterbebett berief er seine beiden Söhne, und schärfte ihnen gar sehr ein, sie sollten die Thiersammlung ja nicht theilen, sondern im Frieden beisammen bleiben, es werde ihnen mehr Segen bringen. Sie versprachen ihm das, und das war vernünftig. Aber bald nach seinem

Tode jukte sie die jugendliche Unbesonnenheit; sie vergaßen was sie dem Vater versprochen hatten, und wollten theilen. Und das war nicht vernünftig, denn es ist begreiflich, daß die ganze große Sammlung mehr Leute herbeiziehen, also mehr Geld eintragen mußte, als wenn der Eine mit seiner Hälfte hiehin, der Andere dorthin gezogen wäre. Zudem war das Theilen unrecht, weil sie dem sterbenden Vater versprochen hatten, beisammen zu bleiben. — Indessen es sollte nun einmal geheilt werden. Im Anfange gieng alles noch gut und im Frieden, weil die meisten Thiere doppelt, viele, wie die Affen, Papagaien udgl. in Mehrzahl vorhanden waren. Aber auf einmal stockt der Handel, als es um den Elephanten zu thun war. Der war einzig vorhanden, und dazu ein Ausbund des Verstandes und der Gelehrigkeit, das Lieblingsthier des verstorbenen Vaters. Den wollte nun ein jeder haben, und keiner wollte ihn dem andern abtreten. Da gabs nun Streit! Wilhelm wollte das herrliche Thier um jeden Preis haben, Joseph schlug alle Anerbietungen aus. Sie werden immer hitziger, und fangen an zu schimpfen, und hitzig und blutigierig, wie die Italiener nun sind, fordern sie sich zum Zweikampf heraus. Da stehn die beiden Brüder im Hofe der Menascherie gegen einander; seht! sie haben schon die Messer gezogen, sie wollen auf einander los, da macht der Elephant Friede auf eine kurzweilige Art. Er hatte bisher dem Streite ruhig zusehn. Als aber die Messer gezogen wurden, da füllt er aus der neben ihm stehenden Bütte seinen Rüssel mit Wasser, und spricht das mit solcher Gewalt den beiden Streitern in die Gesichter, daß sie fast ersticken müssen, die Hüte

Wie ein Elefant Frieden stiftet.



von den Köpfen fliegen und sie kaum auf den Beinen stehen können. Jetzt hatten sie für einmal genug! das Wasserbad hatte ihren Muth gekühlt; sie verstanden den Wink ihres Elephanten, machten Friede und blieben beisammen, und das war das Beste. Es giebt leider noch manches Beispiel, daß Thiere gescheider sind als Menschen, z. B. die Pferde gescheider als ihre besoffenen Führer.

Des Magister Pancratii Rotundi geistreiche Betrachtungen über das Papier.

(Aus dem Lateinischen übersezt).

Papier! du allervortrefflichste Erfindung des menschlichen Verstandes, dich will ich preisen aus allen meinen Kräften. Zwar es werden wohl auch andere Erfindungen gepriesen mehr als du, aber mit welchem Rechte? Preiset man die Phönizier z. B., daß sie das Glas erfunden haben, so geschieht das doch meist nur um der Trinkgläser willen, und zu wie vielem Bösen verleiten diese die Menschen! Andere preisen den Mönchen Berchtold Schwarz, daß er das Schießpulver erfunden habe. Aber war das nicht eher eine teuflische Erfindung? Ist's nicht ein Stück von der schwarzen Kunst? Ist der Teufel nicht ein Mörder von Anbeginn, und womit werden mehr Menschen gemordet als mit Schießpulver? Aber du, Papier bist friedlich, und mordest niemanden. Deinen Preis will ich singen.

Zwar ist dein Ursprung sehr gering! Aus schlechten Lumpen und Fexen wirst du gezeuget. Aber desto herrlicher muß eben dein Ruhm glänzen, daß du dich aus dieser Tiefe zu solcher Höhe erhoben hast. Es leben viele Lumpen auf Erden, und die

Wirthshäuser, deren Namen Legion ist, versprechen der Zukunft eine noch reichlichere Erndte. Aber diese bleiben immer Lumpen, und wenn man sie auch im Mörser zerkampfte, man brächte doch nur Lumpen heraus, und kein Papier. Hie und da mag's freilich auch einer zu einer gewissen Höhe bringen, wie man etwa einen Lumpen auf eine Stange in einen Acker setzt, um die Vögel zu verscheuchen. Aber wie gering und vergänglich ist solche Ehre! — Wahr ist's, durch unsägliche Drangsalen und Mißhandlungen mußt du deine Herrlichkeit gewinnen. Du wirst zerrissen, zerzauset, zerkampft, zu Brei zermalen. Aber so groß ist deine inwohnende Kraft und Tugend, daß du eben dadurch je länger je herrlicher wirst; zum Beweis deines großen Geistes, sintemal tausend andere Lumpen, wenn sie auch nur erlesen würden, es nicht weiter brächten als auf den Mist; aufs Höchste zu einer Ehrenstelle an dem fatalen Dreibein, das zum Trost aller Spießbuben, ganz aus der Mode gekommen ist.

(Die Fortsetzung künfftig).

Ein Klagebrief an den Boten sammt desselben Antwort.

Mein naseweiser Bote!

Was brauchst du dich in meine wunderliche Haushaltung zu mischen? Ich kann mit meiner Frau leben wie ich will; und wenn wir auch manchmal mit einander disputiren, so brauchst du uns darum nicht in den Kalender zu thun! Lügen kannst du auch wie gedruckt! Ich wohne nicht zu S. V. Ich heiße nicht V. und trage den rothen Rock schon lange nicht mehr. Wenn ich schon nur Spezeret verkaufe, so bin ich doch

ein Handelsmann. Wäre die Pressfreiheit nicht ich würde dir's zeigen, daß du ehrliche Leute nicht so prostituiren sollst, daß die Buben vor meinem Laden singen:

Herr Ypsilon, Herr Ypsilon
Was gät er is zum Botelohn?

Mein guter Herr Y!

Es thut mir herzlich leid, daß ich euch beleidiget habe. Es ist aber meine Schuld nicht. Ich kenne euch nicht, weis nicht wo ihr wohnt, und habe das Geschichtlein von der wunderlichen Haushaltung nur zum Spasse selber erfunden. Daß es nun aber euch gleichet, und wer ihr seid, weis ich nicht. Man sieht aber, daß man nichts Narrisches erfinden kann, ohne daß es schon vorhanden ist. Soviel euch zum Trost. Den Buben die euch singen, theilet Weinbeert und Mandeln aus, wer weis sie schweigen dann.

Der Bote.

Nachschrift für die Leser.

Ihr seht da, wie's dem armen Boten geht! Warum wollt ihr immer deutlen und errathen, und dann schimpfen und schelten? Merkt euch doch folgenden Reim:

Die Narren hassen mich um mein satyrisch Lachen,

Und sie find's selber doch, die mich zu lachen machen.

Wele het's gä?

Vor mehreren hundert Jahren lebte im Kloster St. Gallen ein gelehrter Mönch, Namens Notker. Er war Dichter, Maler, Arzt zugleich, und sehr berühmt. Aber er konnte auch einen guten Spaß

machen, wenn man ihn etwa necken wollte, wie das der Herzog Heinrich von Schwaben erfuhr. Dieser war krank, und schickte dem geistlichen Doktor ein Fläschchen mit Urin. Notker war eben unter einer Menge von Geistlichen im Speisezimmer, er untersucht das Wasser, und schreit dann: „o Wunder über Wunder! Ja, ich verkündige euch ein Wunder, wie noch keins geschehen ist! Ein Mann wird bald ein Kind gebären. Ja unser erlauchte Herr, Herzog Heinrich, wird in einem Monat Kinds genesen, und das Kind selbst säugen.“ Was ist nun der Spaß? Heinrich wollte den Mönch foppen, und schickte ihm den Urin von einer Hofdame. Die ward nun übel verrathen mit dem, was sie seither sorgfältig verborgen hatte! Der Herzog hatte die Lacher nicht auf seiner Seite, gewann aber von da an ein großes Vertrauen zu dem Gelehrten.

Angeführt, wie's recht ist.

D unlängst kamen ins Wirthshaus zu A einige Männer, von denen zwei, Kühe vertauscht hatten. Die eine ward daselbst in den Stall gethan, die andere nach Hause geführt. Im Tausch wurden 20 Liv. ausgeglichen, die nun vertrunken werden sollten. Gegen Abend als sie fort wollten, sagte der Wirth, er lasse die Kuh nicht fort, bis das Geld verzecht sei, er schloß den Stall, zeigte den Zechern den Schlüssel. Die Zecher entfernen sich ohne zu bezahlen. Der Wirth ist indessen unbekümmert. Aber als der Sohn des Wirths Morgens die Kuh füttern will, ist keine Kuh mehr da; und zum Unglücke des Wirths, hatte er seine Gäste nicht gekannt. Wer zu viel will bekommt oft nichts.

Das Pferd. Eine Fabel.

Ein aufgeäumter Gaul, stand länger
als zwei Stunden,
An einer Hausthür angebunden.
Die Fliegen stachen ihn. Bei diesem Un-
gemach
Dacht' er der Härte seines Schicksals nach.
„Von allen Thieren hat das Pferd die
meisten Plagen.
Bald muß es seinen Herrn sammt dem
Gepäcke tragen,
Bald schwer beladne Wagen ziehn;
Und, will es seines Wüthrichs Peitsch' ent-
fliehn,
Stets über sein Vermögen sich bemühn.
Sogar mit einem Trunk sich seinen Durst
zu stillen
Läßt ihm der Treiber oft nicht Zeit.
Es thut nicht einen Schritt als nach des
Meisters Willen;
Der Jugend Kraft verfliegt in steter Dienst-
barkeit.
Was ist sein Lohn dafür? Kaum Ruh im
Stalle,
Ein wenig Haber, Heu und Stroh.
Nein! so wird man des Lebens nimmer froh.*
Dies Selbstgespräch erhitze des Pferdes
Galle;
Es reißt im Grimm den Zaum entzwei,
Schwimmt durch den Fluß, und eilt mit
schnellen Füßen
Dem nahen Walde zu. Nun war es frei-
lich frei.
Doch Morgens fand man es von Wölfen
schon zerrissen.
* * *
Der Knechtschaft Stand ist hart, doch
besser jederzeit
Als Freiheit ohne Sicherheit.

Ein geschicktes Wort hilft.

König Franz der Erste spielte das Ball-
spiel mit einem Mönche. Dieser that ein-
mal einen so geschickten Schlag, daß er
das Spiel gewann. „Das war ein rechter
Mönchsstreich,“ sagte der König; und
flugs entgegnete der Mönch: „es kommt
nur auf Euer Majestät an, daß es ein Abts-
streich sei.“ Der König lachte, und bei
Gelegenheit ward jener richtig zum Abt er-
hoben.

So machts mancher heutige Held mit
seinem eleganten Schnurrbärtchen.

Crispin, der Hauptmann, schwagt nicht
nur von Heldenthaten!
Gebt ihm Gelegenheit, so haut er tapfer
drein.
Noch gestern Mittag erst erfuhrs mein
Hasenbraten
Und mein Burgunderwein.

Er hat recht.

Hät ig es Rosß zum ryte
Z' Fuß wett i nimme gah.
E Sabel a der Syte,
Das stünd mer o gut a.
Doch numme für z' spazire
U gar nit für i d's Feld.
Z' rodschlah u Blut verliere
Ist d's Dümste uf der Welt.

Der edle Bischoff.

Wir theilen unsern Lesern folgende Hand-
lung von Aufopferung und Muth mit, die
sich in Auch, einer Stadt in Frankreich,

im Sommer 1835 zutrug. Zwei Häuser standen in Flammen. Aus dem einen derselben ertönte der klägliche Ruf: „rettet uns, rettet uns!“ Man hörte vorzüglich eine Stimme, es war jene einer Gattin, einer Mutter: „Rettet mein Kind!“ Der Herr Erzbischoff war vor dem brennenden Hause angekommen. Er hatte, so lange er konnte, mit den Löschenden gearbeitet und die Menge aufgemuntert. „Fünfundzwanzig Louisd'ors,“ rief er, „fünfundzwanzig Louisd'or demjenigen, der diese Frau und ihr Kind rettet.“ Man hörte die Stimme des Prälaten. Mehrere Menschen aus dem Volk traten einige Schritte gegen die Flammen vor, traten aber bald wieder zurück. „Fünfundzwanzig Louisd'ors demjenigen, der das Kind und seine Mutter aus den Flammen rettet,“ rief noch lauter der Erzbischoff. Die Menge hörte und bewegte sich nicht. Da sah man bei dem Scheine des Brandes diesen guten Hirten ein Tuch in einen Eimer Wasser tauchen, sich damit umwickeln und eine an die Mauer gelehnte Leiter bestiegen. Die ganze Menge war von so viel Nächstenliebe ergriffen, fiel auf die Knie und heftete ihren Blick stets auf ihren muthigen Hirten, sie sah, daß es ihm gelang, ein in Flammen stehendes Fenster zu erreichen und — dann sah sie ihn nicht mehr. — Jetzt ahtmete sie nicht mehr. — Aber bald erschien eine Gruppe am Fenster! Es war der Erzbischoff, die Frau und das kleine Kind. O, welche Freude bei diesem Anblick! Der Erzbischoff war, nachdem er das halbverbrannte Tuch von seinen Schultern geworfen hatte, auf die Knie gefallen, um im Gebete Gott

seinen Dank für die gelungene Rettung darzubringen. Hierauf erhob er sich und sagte zu der armen, durch den Brand zu Grunde gerichteten Mutter, „Madame, ich hatte fünfzig Louisd'or demjenigen versprochen, der Sie retten würde, ich habe sie gewonnen, Ihnen schenke ich sie.“

Eine Handvoll Verse und Reime.

Wer wohlthut seinem Feind,
Und wär er auch ein Hotentot,
So ist er Gottes Freund.

Was hilft es wenn ein Narr den andern
Narren belacht,
Wenn keiner weder sich noch andere klä-
ger macht.

Wie selig lebt der Mann der seine Pflich-
ten kennt,
Und, seine Pflicht zu thun, aus Menschen-
liebe brennt.
Der, wenn ihn auch kein Eid zum Dienst
der Welt verbindet,
Beruf und Eid und Amt schon in sich
selber findet.
Ihm wird des andern Wohl sein eignes
Himmelreich;
Er fühlet fremde Noth, als träf ihn selbst
der Streich.

Suchst du den Ruhm nicht in der Pflicht,
Giebt dir dein Herz den Beifall nicht,
Was wird dir anderer Beifall nützen?
Und hast du deinen Ruhm in dir,
Was sorgst, du kummervoll dafür
Den äußern zu besitzen.